Leonhard Eisenschmieds,
eines
österreichischen Unterthans
merkwürdige
Land- und Seereisen
durch
Europa, Africa und Asien.

Eine wahre
Geschichte aus den lezten Jahren
des
achtzehenten Jahrhundertes.

Mit einer getreuen Beschreibung verschiedener Länder, Inseln, Völker, ihrer Sitten und Gebräuche.

I. Theil
Mit 5. Kupfern.

Grätz 1807.
gedruckt bey den Gebrüdern Tanzer.

Wb/65/1946

Bay...
Staatsbi...
München

Vorrede.

Gegenwärtige Geschichte ist eine Folge meines jugendlichen Leichtsinnes, und meiner getäuschten Hoffnung, unter einem ganz fremden, weit entfernten Himmelsstriche, wo nicht glücklich zu werden, doch mein Schicksal, welches mir bey Erlernung der Handlung so unerträglich schien, zu verbessern.

Wie weit mich meine Unerfahrenheit, meine blindlings unternommene Flucht ins Verderben stürzte, wie mich ein Unheil nach dem andern verfolgte, welchen Drangsalen und Lebensgefahren ich abwechslend ausgesetzt war, erweiset mit mehreren die Geschichte selbst.

Obschon die sonderbaren Wendungen meines Geschickes Rührung und Erstaunen erwecken; meinen Leiden in der Sclaverey zu Al-

gier, noch minder der dort ausgestandenen Todtesangst, ein gleiches Schicksal an die Seite gesetzet werden kann; die Beschreibung als Augenzeuge verschiedener Länder, Inseln, Völker, ihrer Sitten, Religion, Regierungsformen, Handel und Mißbräuche, schon für sich interessant sind; und überdieß meine Rettung, oder meine gegen alle erdenklichen Hindernisse doch so sonderbar erfolgte glückliche Rückkunft in mein Vaterland, das Daseyn einer weisen und gütigen Fürsehung beweiset: so wäre doch diese meine wahre Geschichte nicht im Drucke erschienen, wenn mich nicht meine Freunde und Anverwandte, bey meiner unvermutheten Rückkunft hierzu nachdrücklich angeeifert hätten.

In der Voraussetzung, daß mir die einsichtsvollen Leser meine Fehler gütigst nachsehen werden, und ich durch jene Kritiker, die von mir mehr verlangen, als sie verlangen können, nicht beschämet werde, entschloß ich mich zu demjenigen, was nun erfolgte; und bin mehr als belohnt, wenn ich den Beyfall derjenigen erhalte, welche die Wahrheit und Aufrichtigkeit, mit der diese Reise geschrieben ist, der Zierlichkeit vorziehen.

Der Verfasser.

Inhalt
des Ersten Theiles.

Erstes Capitel.

Seite

Leonhard Eisenschmieds Trennung von seiner Mutter. Reise nach Laybach ins Krain. Entweichung daselbst, und darauf erfolgte sehr unglückliche Seereise. 1

Zweytes Capitel.

Beschreibung der Insel. Erfindung des Wassers, Feuers und einiger Nahrungsproducte. = 15

Drittes Capitel.

Errichtung eines Signalfeuers für vorübergehende Schiffe. Die darauf sich gründende Hoffnung zur Rettung, und gänzliche Zerstörung dieser Hoffnung durch eine schreckenvolle Entdeckung. 30

Viertes Capitel.

Seite

Vollkommene Wiederberuhigung. Umstaltung des Schreckenortes in ein Winterquartier. Verschiedene neue Erfindungen. Beschreibung einer seltenen Art Fische. = = = = = 39

Fűftes Capitel.

Ein zur Rettung hoffnungsvoller Anblick, darauf ein anderer sonderbarer Zufall. = = 47

Sechstes Capitel.

Unerträgliche Sonnenhitze. Sammlung der Baumfrüchte. Harter Winter. = = = 52

Siebentes Capitel.

Wunderbare Befreyung von der Insel. Ein sehr wichtiges Capitel. = = = = = 56

Achtes Capitel.

Gefährliches und fruchtloses Herumschiffen mit den Seeräubern. = = = = = 64

Neuntes Capitel.

Ein schreckliches Unglück mit dem größten Glücke verbunden. Leonhard Eisenschmiebs Befreyung von der Seeräuberbande. Beschreibung

Seite
der Insel Zante und eines grossen Raubfisches. 71

Zehntes Capitel.

Leonhard Eisenschmieds Entschluß Soldat zu werden. Beschreibung von Corfu und den griechischen Sitten. = = = = = = 83

Eilftes Capitel.

Seereisen mit dem venezianischen Gesandten. Beschreibung der Insel Milo, der zerstörten Stadt Troja und der Insel Tenedo. = = = = 96

Zwölftes Capitel.

Reise nach Zante. Gefährlicher Aufenthalt allda. Beschreibung der prächtigen Insel Cefalonia. = = = = = = = = 106

Dreyzehntes Capitel.

Ein grosses Ungewitter. Beschreibung des gefährlichen Fuoco di St. Elmo, einiger Häfen, der Stadt Cerigo, der Insel Rhodis uud anderer Merkwürdigkeiten. = = = = = 111

Vierzehntes Capitel.

Leonhard Eisenschmied wird Schiffmarquetender, bleibt es aber nicht lange. Beschreibung

Seite
von Navarin, Modon und Coron. Andere Begebenheiten. = = = = = = = 126

Fünfzehntes Capitel.

Wichtige Commission mit dem Tribute nach Algier und Marocco. Kärgliche Wassereintheilung, unausstehlicher Durst auf dieser Reise. Lächerlicher Mißverstand. Ankunft zu Algier. = 133

Sechszehntes Capitel.

Abreise von Algier. Beschreibung von Tanger und der Festung Gibraltar. = = = 140

Siebenzehntes Capitel.

Leonhard Eisenschmieds mißlungener Entweichungsplan. = = = = = = = 143

Achtzehntes Capitel.

Beschreibung des feuerspeienden Bergs Aetna in Sizilien. Höchst gefährliche Reise. Sieg in einem Seetreffen. = = = = = = 147

Neunzehntes Capitel.

Beschreibung von Trapani. Merkwürdigkeiten daselbst. Volksdummheit und unerhörte Bigotterie. = = = = = = = 153

Zwanzigstes Capitel.

Seite

Reitzende Insel Schwarit in Africa. Wilde Menschenrace nebst ihren Sitten. . . . 162

Ein und zwanzigstes Capitel.

Entrichtung des Tributs in Tripoli. Beschreibung dieses republikanischen Staats. Contumaz bey Malta. Außerordentliches Ungewitter, und höchst widrige Reise. 168

Zweyund zwanzigstes Capitel.

Ruhe und Erhohlung in Corfu. Abreise nach Malta. Beschreibung dieser merkwürdigen Insel und Maltesersitten. 178

Drey und zwanzigstes Capitel.

Leonhard Eisenschmied desertirt den Venezianern, nimmt Dienst bey einem Malteser. Ein blutiges Seetreffen mit einem türkischen Kaper. Nahmenloses Unglück. 185

Vier und zwanzigstes Capitel.

Leonhard Eisenschmieds Schicksal als Sclave in Algier. 193

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Seite

Wunderbare Wendung des Schicksals. Eine schreckliche Scene. = = = = = = 204

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Sonderbare Befreyung aus der nahmenlos elenden Sclaverey, und Beschreibung des räuberischen Reiches Algier. = = = = = 211

Er=

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Capitel.

Leonhard Eisenschmieds Trennung von seiner Mutter. Reise nach Laybach ins Krain. Entweichung daselbst und darauf erfolgte sehr unglückliche Seereise.

Ehe ich den Schauplatz der so mannigfaltig traurigen Scenen meiner Lebensgeschichte öffne, will ich ganz kurz der Ursachen erwähnen, die mich bewogen mein Vaterland zu verlassen, und mein künftiges Glück unter einem fremden Himmelsstriche zu suchen.

Der Leichtsinn, dieser so gefahrvolle Trieb der Jugend, und eine harte Behandlung, mit der man mir begegnete, bestimmten mich zum Entschlusse ein Wagestück zu unternehmen, welches die Ursache all meines erlittenen Ungemachs war.

Gurk in Kärnten, ein Markt mit einem adeligen Domherrenstifte, 6 Meilen von Klagenfurt, der Hauptstadt des Landes, ist der Ort, wo ich zuerst das Tageslicht erblickte. Meinen Vater hatte ich nicht das Glück zu kennen, der Tod entriß ihn mir in meiner zartesten Kindheit, und machte mich am Arme meiner trostlosen Mutter mit meinen Brüdern zum Waisen.

Ich wuchs unter der zärtlichsten Pflege meiner liebvollsten Mutter heran, wie eine Pflanze, und lernte die meinem Alter angemessene Gegenstände. Jetzt lebte ich jene glücklichsten Tage, deren Wiederkehr man so oft vergebens wünschet, wo man bey unreifem Verstande von der Zukunft nicht geschrecket, und bey der großen Reitzbarkeit der Sinne von der Gegenwart jeder Annehmlichkeit so angenehm ergetzet wird.

Die Natur war bey Ausspendung ihrer Gaben an mir zwar nicht verschwenderisch, jedoch auch nicht karg; ich erhielt von ihr hoffnungsvolle Talente, die mit mir zunahmen und Fähigkeiten ahnden ließen.

Meine Brüder hatten bereits schon angefangen, sich ein und dem andern Stande zu widmen, als ich mich endlich auch in einem Alter von 13 Jahren entschloß, die Handlung zu erlernen.

Ein Domherr des erwähnten Stiftes und Menschenfreund, dessen Nahme hier überflüssig wäre, brach-

te diesen meinen Entschluß mit einiger Unterstützung zu Werke. Der zu meiner Abreise nach Laybach zu dem Kaufmanne N. N. bestimmte Tag erschien. Meine Mutter begleitete mich bis Klagenfurt, und verließ mich endlich mit allen Zeichen mütterlicher Zärtlichkeit unter beyderseitigen Thränen, und oft wiederhohlten Lehren; ich reisete weiter, und kam ohne Hinderniß zu Laybach an.

Laybach ist die Hauptstadt im Herzogthume Krain. Man behauptet, daß sie aus den Trümmern der durch den Attila und durch die Avaren und Longobarden verwüsteten Stadt Aemona entstanden, unter Carl dem Großen wieder aufgebauet, und von dem durch dieselbe fließenden Fluße gleiches Nahmens Laybach genannt worden sey.

Hier brachte ich bey dem gedachten Kaufmanne beynahe 3 Jahre in der Lehre, aber leider mit größter Unzufriedenheit zu. Die Art, mit welcher man mich behandelte, und gern gestehe ich es, der Mangel an Geduld zum Ausharren (welche Jugend unterliegt diesem Mangel nicht?) machte mir meine Lage unerträglich; und nun sann ich auf Mittel, selbe zu verbessern, um so mehr, als mich der Verboth meines Herrn, mit meiner Mutter Briefe zu wechseln, ohne daß er den Inhalt davon wisse, noch mehr erbitterte. Der Umstand, daß bey diesem Kaufmanne noch keiner so lang als ich auszuhalten vermochte, rechtfertigte meinen immer unbesonnen gewagten Entschluß, Laybach zu verlassen, und nach Triest zu reisen,

um mich von meinem Vaterlande auf immer zu entfernen, und in anderen Weltgegenden mein Glück zu finden.

Der Gedanke meine geliebteste Mutter und Brüder auf immer verlassen zu müssen, beunruhigte meine Seele oft so sehr, daß ich darüber die bittersten Thränen vergoß. Wie gern hätte ich die erstere kniefälligst gebethen, daß sie mich durch ihre Verwendung in ein anderes Handlungshaus übersetzen möchte; aber mein Herr war sorgfältig genug, eine solche Hoffnung mir gänzlich zu vereiteln; schon der bloße Schein eines Wunsches, mich aus seinem Hause los zu machen, machte, daß er mir seine Härte doppelt fühlen ließ.

Ich bestand also darauf meinen Plan auszuführen, und trat meine Reise oder vielmehr meine Flucht, weil sie ohne Vorwissen so wohl meines Herrn, als meiner Mutter geschah, so bald an, als sich hierzu eine günstige Gelegenheit darboth. Ich wußte sehr wohl, daß meine Mutter, so bald sie die Flucht erfahren haben würde, allen endenklichen Fleiß anwenden werde, mich durch zerstreute Briefe auszuforschen, um mich wieder in ihren mütterlichen Schoß zurück zu führen. Dieses zu verhindern, nahm ich auf der ganzen Reise einen falschen Nahmen an.

Glücklich erreichte ich Triest, die Handelsstadt an der Spitze des adriatischen Meerbusens, und mit Entzücken sah ich die künstlichen Gebäude auf der glän-

zenden Meeresfläche. Schön war die Witterung; eine angenehme Stille schien die Schiffer zu einer baldigen Fahrt einzuladen. Mit sehnender Ungeduld sah ich den absegelnden Schiffen nach, und erkundigte mich, jedoch etwas schüchtern, nach einer Gelegenheit, auch bald solch eine schwebende Maschine betreten zu können; denn meine Umstände waren nicht von der Art, daß sie mir einen langen Aufenthalt in Triest gestattet hätten, da mir überdieß die schleunigen Nachforschungen meines Herrn denselben unsicher machen mußten. Als ich so von Begierde brannte, meinen Endzweck zu erreichen, mich fast den ganzen Tag beym St. Antonio Canal aufhielt, und die Schiffe anstarrte, sah ich mehrere Tage nacheinander auch ein holländisches Schiff, dessen geschäftige Schiffer mich schließen liessen, daß sie selbes zu einer baldigen Abreise ausrüsteten. Mein Herz pochte vor Freude. Hier dachte ich, hier kannst du deinem künftigen Glücke den Weg bahnen. Ich ging entschlossen aufs Schiff, erkundigte mich nach dem Capitän, der eben abwesend war, aber bald kam, und trug ihm meine Bitte, mich in seine Dienste zu nehmen, mit möglichstem Anstande vor. Ich werde, setzte ich hinzu, mich beeifern, um in kurzer Zeit zu allen erforderlichen Diensten brauchbar zu werden. Mein Kind, fragte mich der Capitän, dessen Nahme mir nicht beyfällt, wer bist du, und was bestimmt dich zu deinem Entschlusse? Ach! erwiederte ich: ich bin ein Unglücklicher, habe weder Vater noch Mutter, weder Brüder noch Anverwandte, und bin ganz mir

selbst überlassen. Ich kam hierher um einen Anverwandten aufzusuchen, von dessen guten Herzen ich noch Unterstützung hoffte; allein, dieser ist zu meiner größten Bestürzung unlängst gestorben, dessen Tod mich nun dem grenzenlosen Unglücke preis gab, weil ich hierdurch meiner letzten Stütze beraubt wurde. Der klägliche Ton meines verstellten Vortrages gewann mir das Herz des Holländers. Er sah mich starr an, schien nachzudenken, und fragte mich: ob ich mehrere Sprachen, oder was ich sonst Nützliches verstünde? Ich versicherte, daß ich der deutschen, als meiner Muttersprache, dann der krainerischen Sprache, wie auch des Lesens, Schreibens und Rechnens kundig sey. Gut, sagte er: bleibe auf meinem Schiffe, und verhalte dich brav.

Nun glaubte ich ein beneidenswerthes Glück gemacht zu haben, wo statt dessen nur der Grund zu meinem Unglücksgebäude gelegt wurde. Wer war nun zufriedener, als ich! Das Schiff war in wenigen Tagen vollständig beladen. Die Ladung bestand in Stahl und Eisen. Nun wartete man nur noch auf günstigen Wind, und da sich dieser bald einstellte, so wurde der Tag zu unserer Abreise bestimmt. Noch am nähmlichen Tage berief mich der Capitän zu sich, und redete mich mit einer ernsthaften Miene an: Junge! bist du noch fest entschlossen mit mir zu reisen? Ueberlege! jetzt steht es dir noch frey, in deine Heimath zurück zu kehren; dein Alter macht dich einer

wahren Beurtheilung unfähig; du kennst die Gefahren des Meeres noch nicht; denn später ist deine Rückkehr, wenn dir die Reue kommen sollte, unmöglich! Ja, ich bin fest entschlossen, stammelte ich. Der Capitän ließ es dabey bewenden, und bestätigte meine Aufnahme mit einer Lehre, die mein Innerstes erschütterte. Eine fürchterliche Ahndung ängstigte mich so sehr, daß es mir viele Mühe kostete, mich so anzustellen, daß nicht mein Gesicht das Gegentheil dessen verrieth, was ich eben gesagt hatte. Der Gedanke, du verläßt vielleicht auf ewig deine zärtliche Mutter, die über deinen Verlust trostlos seyn, und durch diese Kränkung ihre noch übrigen alten Lebenstage verbittern, sie verkürzen wird, zerriß mir das Herz. Ein Thränenstrom floß über meine Wangen; dieses fiel den Schiffleuten auf. Sie befragten mich um die Ursache, und ich gab vor, dieß sey eine Erinnerung an meine verstorbene Aeltern gewesen. Wir segelten, ich erinnere mich noch wohl, mit Anfang des Augustmonath im Jahre 1787 von Triest ab.

Ich gab mir alle Mühe durch Fleiß und Gefälligkeit die Liebe meines Capitäns zu gewinnen. Dieses gelang mir auch bald so sehr, daß er mir an nichts gebrechen ließ, was immer zu meiner Zufriedenheit beytragen konnte. Er trug mir keine schwere Arbeiten auf, sondern wies mir mit vieler Schonung nur sehr leichte Geschäfte an. Er war auch übrigens ein menschenfreundlicher Mann, der seine Schiffleute nicht als Untergebene, sondern vertraute

Reisegefährten behandelte. Das Ziel unserer Reise war Amsterdam. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, dort eine Gelegenheit zu finden, nach Amerika zu schiffen, wohin, ich weiß selbst nicht, aus welchem Grunde, mein einziges Verlangen zielte. Um so leichter gewöhnte ich mich bald an die Lebensart der Schiffleute, da wir an Speisen und Getränke, als rohem und geräuchertem Fleische, Käs, Brot, Wein, Wasser, dann andern Nothwendigkeiten keinen Abgang hatten, und uns wechselweise mit Gesang unterhielten. Das Meer war ruhig und ein ganz sanfter Wind unseren Segeln günstig. Unsere Fahrt war auf dem adriatischen bis tief ins mittelländische Meer sehr glücklich. Schon entdeckten wir am zehnten Tage Malta mit dem Fernglase, als eine plötzliche Windstille unser Schiff gleichsam auf einen Punct fesselte, so, daß wir durch zwey ganze Tage kaum eine Stunde vorwärts kamen. Diese sanfte Windstille war dem Capitän und andern erfahrnen Schiffern verdächtig; denn diese wußten aus Erfahrung, daß sie ein sicherer Vorbothe eines nahen Sturmes sey. O, hätten sie sich dieses Mahl in ihren Ahndungen getäuscht! Schon hatte sich die Sonne tief gegen Abend geneigt, schön glänzte ihr letzter Widerschein aus der weiten Meeresfläche ins Auge des Seefahrers, als auf ein Mahl den westlichen Himmel eine finstere Wolke umhüllte; diese wuchs bald zu einer fürchterlichen Größe an, und nun war er ganz mit einem häßlichen Trauerkleide bedecket. Ein langsames Murmeln des Donners schreckte von ferne

unsere Ohren. Da diese meine erste Seereise war, so kannte ich auch die Gefahr nicht, die über uns schwebte; aber bald ängstigte eine bange Furcht meine bisher noch immer ruhige Seele, als ich die sonst heiteren Mienen meiner Mitgefährten in Tiefsinn verwandelt sah. Auf Befehl des Capitäns zogen wir alle Segel bis auf einen kleinen ein, der zur Direction des Schiffes nöthig war.

Nun schien mir die Aufnahme auf das Schiff kein Glück mehr; ich verwünschte vielmehr den Augenblick, der mir die Erfüllung meines Wunsches gewährte. Wie glücklich dacht' ich, sind jene, denen unter einer leichten Strohhütte die nächtliche Ruhe vergönnt ist.

Die dunkeln Gewölke des Himmels verdoppelten den schwarzen Schleyer der einbrechenden Nacht, und deckten die ruhige Meeresfläche, als ein plötzlicher Regen uns nichts Gutes verkündigte; denn er war von einem heftigen Heulen des Windes, der unsere Masten erschütterte, von einem fürchterlichen Rollen des Donners und häufigen Blitzen begleitet. Die Fluthen schienen sich mit dem hangenden Gewölke zu mischen, die jetzt zur Hölle nieder stürzten, und sich wieder in den Himmel thürmten. Todtenblässe überzog die Gesichter der guten Holländer. Mit wehmüthiger Inbrunst stotterte ich meine in früher Jugend erlernten Gebether, jene aber trieben mich zur Arbeit an; denn sie wußten, daß durchs Bethen das Schiff nicht diri=

girt, und die Stricke keineswegs an ihren gehörigen Ort gebracht werden konnten. Ich gehorchte, allein, bey dem Hin- und Herschwanken des Schiffes konnte ich mich weniger als die gewohnten Schiffleute auf den Beinen erhalten, sank oft aufs Verdeck hin, und raffte mich mit Mühe wieder auf. In mein zerrüttetes Bewußtseyn drang sich der schaudervolle Gedanke ein: bald vielleicht werden uns Unglückliche in den unergründlichen Tiefen diese Wasserberge decken, oder uns auf eine wüste Sandbank hinschleudern. Die ganze Nacht tobten die Wellen mit immer zunehmender Heftigkeit; alle Augenblicke glaubten wir unser Schiff durch ihr ungestümes Anprallen gescheitert. Schon grauete die Morgenröthe durchs dicke Gewölk, noch peitschte der Orcan das Meer.

Es ward Tag, und noch schwebten wir in augenblicklicher Gefahr des Unterganges. In diesem Zustande zitterten wir bis am Mittag des dritten Tages, wo sich der Sturm in etwas legte. Wir glaubten uns nun gerettet, gönnten unsern matten Gliedern wieder Ruhe, erquickten uns mit einiger Nahrung und Getränke, um neue Kräfte zu künftigen Beschwerlichkeiten zu sammeln. Mit Vergnügen blickten wir nach der Gegend unserer Bestimmung hin. Ein Hoffnungsstrahl erheiterte unsere Mienen wieder. Wie bald hätten wir die Schreckenbilder wieder vergessen, die seit 3 Tagen sich tief in unsere Seelen einprägten, wenn uns nicht der gegen Abend mit neuen Schrecken

wiederkehrende Sturm in neue Furcht gesetzt hätte, der uns kein gutes Ende vermuthen ließ. Der Capitän schien uns sehr verlegen zu seyn; denn zum Unglücke hatte er auf dem mittelländischen Meere noch keine Reise gemacht, er fürchtete daher auf irgend eine Insel zu stoßen. Wäre jemand auf unserm Schiffe gewesen, der die Küste von Morea schon bereiset hätte, so wäre es uns nicht schwer gefallen, einen Hafen daselbst zu erreichen. Allein unser Capitän wollte sich lieber ans hohe Meer halten, um die Reise fort zu setzen, so bald sich der Sturm legen würde. Er währte mehrere Tage nach einander, legte sich manches Mahl in den Vormittagsstunden ein wenig, erhob sich aber gegen Abend mit erneuerter Wuth wieder. Schrecklich waren die Tage, aber noch schaudervoller die Nächte, welche den Schiffern meistens ihren Untergang bereiten.

Endlich heiterte sich der Himmel vollends aus; mit mitleidsvollen Blicken bewillkommte uns die Sonne, die wieder in ihrer Majestät sich in den leichten Wogen spiegelte. Wir hatten nun wieder einige Tage einen günstigen Wind, als sich eines Abends der Himmel wieder verfinsterte. Der Wind brausete wieder mit voriger Heftigkeit; das schäumende Meer ward durch unaufhörliche Blitze erleuchtet; sie zeigten uns unfern eine felsichte Insel, vor deren Anblick der Capitän vor Angst zurück bebte. Vergebens suchten wir das Schiff ins hohe Meer zu lenken; wir wurden immer

näher an die kahlen Klippen getrieben. Nach einigen Minuten erschütterte sich das Schiff mit fürchterlichen Krachten. „Wir sind unglücklich" rief der Capitän. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Masten schon seitwärts sanken. Meine guten Holländer stürzten sich ins Meer, um ihr Leben durchs Schwimmen ans nahe Ufer zu retten; ich aber, der ich nicht schwimmen konnte, erhaschte ein leeres kleines Wasserfaß, klammerte mich mit beyden Händen fest an dasselbe, mit den Füßen machte ich nach Leibeskräften Bewegungen, und ward so von den tobenden Wellen fortgespühlet. Ich empfahl meinen Geist dem Schöpfer, der jetzt so furchtbar über unsere Häupter zu schweben schien. Nun zeigte mir noch zum letzten Mahle ein Blitzstrahl die Masten des in diesem Augenblicke sinkenden Schiffes. Die Wellen verschlangen oder überschütteten mich vielmahl mit meinem Faße, doch spieen sie mich allezeit wieder aus ihrem fürchterlichen Schlunde, weil mich das Faß, an dem ich wie angebunden fest hieng, immer in die Höhe zog. Als sie so über meinem Kopfe hinwegfloßen, fühlte ich mit halbem Bewußtseyn, daß meine Hände das Faß noch fest hielten; denn ich verlor es in allen diesen Schrecknissen nicht, und suchte mit zagendem Blicke jene Insel, an welcher unser Schiff an einem hervorragenden kleinen Fels stieß, zu erreichen. Vor allem machte mich der Zweifel beben, ob das Faß verbeult sey, oder nicht, weil im letzteren Falle leicht Wasser hineindringen würde, und ich endlich sammt selbem doch untergehen müßte. Doch da das Faß, wie ich

es nachher gewahr wurde, zum Glücke verbeult war, und nicht Wasser schöpfen konnte, so zog es mich so lange auf der Oberfläche des Meeres herum, bis meine Füsse mit einem Mahle Grund fühlten, und ein Blitz meinem Auge nahe vor mir ein sandiges Ufer zeigte. Ein inbrünstiger Seufzer erhob meine Brust und dankbare Thränen flossen über meine todtenblasse Wangen, indessen ich mit meinem Faße hart ans Ufer hingeworfen ward. Hier kniete ich auf dem Sande nieder, wollte meinem Erretter, dem wunderbaren Lenker aller Dinge, ein schuldiges Gebeth stammeln, aber meine Zunge war noch keiner Worte mächtig, mein Herz zerfloß in stummer Wehmuth. Endlich raffte ich mich vom Boden, taumelte so im Dankgefühl über meine glückliche Rettung aus dem Schlunde des erzürnten Meeres einige Schritte weiter nach der Insel hin. Aber meine Kräfte waren so erschöpft, daß ich bald entnervt zur Erde sank. So blieb ich ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch liegen; aber welche Schreckbilder mahlte die Phantasie meiner Seele vor. Mir war, als ob ich auf einer kleinen Sandbank läge, auf welche mich zur Zeit der Ebbe die Fluthen abgesetzt hätten; ich getraute mich nicht von der Stelle zu begeben, um nicht wieder von den schäumenden Wogen fortgerissen zu werden. Ich wußte lange nicht, wie mir geschah, und wo ich mich eigentlich befände, bis meine Besinnungskraft allmählig wiederkehrte, und mir endlich beyfiel, daß ich mit einem Faße ans Land gekommen sey. Jetzt pries ich mit deutlicherem Bewußt-

seyn die schützende Vorsicht für meine sonderbare Rettung. Auch fiel mir bey, daß meine Unglücksgefährten, wenn sich ja welche durchs Schwimmen gerettet haben, sich unweit von hier befinden müßten. Ich sammelte meine Kräfte, schrie aus vollem Halse; allein, ich erhielt keine andere Antwort, als das Echo meines eigenen Rufes, und des Geräusches der weit ans Ufer hinanplätschernden Wellen.

Zweytes Capitel.

Beschreibung der Insel. Erfindung des Wassers, Feuers und einiger Nahrungsproducte.

Mit Sehnsucht harrte ich dem Anbruche des Tages entgegen, um mich von meinem Aufenthalte genauer zu überzeugen, ob ich wohl auf festem Lande, einer kleinen Sandbank, oder unfruchtbaren Insel mich befände. Während ich diesen wechselseitigen Gedanken nachhieng, die mich bald trösteten, bald wieder in Furcht setzten, brach endlich der erwünschte Tag an. Ich schrie wiederhohlt, nannte alle Nahmen der unglücklichen Holländer; allein, keinen Laut eines lebendigen Wesens, viel weniger eines Menschen konnten meine horchenden Ohren vernehmen — traurig schallte meine einsame Stimme nach der Insel hin.

Ich sah das Faß, auf welchem mich eine verborgene Hand ans Ufer führte, im Sande liegen. Eine

Art von Dankbarkeit bewog mich, daß ich selbes ans trockene Land brachte, damit es nicht etwa noch von einer gierigen Welle mit ins Meer gerissen würde. Den wichtigsten Dienst, dacht ich, hast du mir schon geleistet, vielleicht kannst du mir noch zu einigem Gebrauche dienen. Die Folge wird lehren, daß ich mich nicht geirrt habe. Mit scheuen Blicken sah ich nun in das völlig besänftigte Meer, auf welchem noch einige Trümmer des gescheiterten Schiffes in den Wirbelwellen zwischen den Steinklippen schwammen, mehrere aber schon ans Ufer geworfen lagen; jedoch entdeckte ich unter diesen nichts, das mir in meiner gegenwärtigen Lage hätte dienen können. Hundert Mahl sah ich mich wieder um, ob meine Augen nicht von ungefähr der Anblick eines Wesens ergetzte, an dessen mitleidigen Busen ich mein banges Herz ausschütten könnte. Jener steile Hügel dort dachte ich, an dessen kahlen Rücken Aurora zuerst ihre goldenen Farben mahlte, wird dir wohl eine frohe Aussicht in das jenseitig bewohnte Thal öffnen. Mit Hastigkeit erkletterte ich denselben, aber wie staunte ich, da mein starres Auge nur eine kleine unbewohnte Insel und rings herum ein endloses Meer erblickte. Wie versteinert stand ich da, wankte noch einige Schritte vorwärts, warf mich dann verzweifelnd auf die Erde hin. Hier überließ ich mich ganz den traurigen Vorstellungen. Eine schreckliche Angst beklemmte meine Brust und vergönnte mir keine lindernde Thränen. Meine Unglücksbrüder deckt das ewige Grab der to-

benden Wellen, nur mich sparten sie zu grösseren Martern auf, mich Unglücklichen! Nun wird mich der langsam würgende Hungertod aufreiben!! — Der Himmel umzog sich wieder mit dichtem Gewölke, kein Sonnenstrahl konnte durch dasselbe dringen, so sehr ich die wohlthätige Wärme desselben wünschte, um die an mir habenden Kleidungsstücke zu trocknen, denn ihre Nässe war mir lästig, so wie meinem geschwächten Körper schädlich, sie bestunden aus einem Hemde, einer kleinen Jacke und einem langen leinwandenen Matrosenbeinkleide. Indessen betrachtete ich mit furchtvollen Blicken den ganzen Umfang des Erdreichs meines künftigen Aufenthalts. Nach meinem Augenmaß mochte das Land anderthalb Stunden im Umfange gehabt haben. Gegen Norden erhoben sich einige Hügel, welche meistens steinig mit dichtem Gebüsche bewachsen waren, in der Ebene gegen Süden aber lag ein schöner Wald, der sich bis ans Ufer ostwärts erstreckte. Vom Mittelpuncte bis an den Ort, wo ich ausgeworfen ward, war es ganz eben. Die Aussicht von der Anhöhe gegen West war gräulich, denn man sah von derselben wie in einen schrecklichen Abgrund ins Meer hinab, wo die Wellen bey heftigem Winde hoch ans Ufer schlugen. Dieser Anblick erneuerte in meiner erschrockenen Seele die gräßlichen Bilder der verflossenen Nacht. In tiefe Schwermuth versenkt taumelte ich unwillkührlich dem Ufer zu, noch immer in der Hoffnung, einen Gefährten meines Unglückes zu finden — O! mit welcher Inbrunst, dacht

ich, wollt ich ihn an mein gleiches Schicksal leidendes Herz drücken, wollt ihn so innigst küssen, als ob er zeitlebens mein Vertrauter gewesen wäre. Gleiches Unglück knüpfet ja die engsten Bande der Freundschaft! — Welch fürchterlicher Schauder drang durch meine Glieder, ich sah die Leichen zweyer Matrosen, welche die schäumenden Fluthen zwischen zwey hervorragende Klippen quetschten, der Orkan hatte sie dahin geschleudert; diese und alle meine Schiffsgenossen wurden ein Raub des erzürnten Meeres, sie erblickten vom Blitze erleuchtet die Nähe des Ufers, schwammen dahin, da sie aber unter der Wuth der Wellen erlagen, wurden sie erbärmlich an die Felsen geschmettert. So gern ich auch den beyden entdeckten Leichen das Werk der Barmherzigkeit gezeigt hätte, sie im Sande zu begraben, so konnte es doch nicht geschehen, weil ich ihnen wegen der Höhe der Klippen, wovon die ganze Westseite umgeben war, nicht nahe kommen konnte. Die Mattigkeit meiner Glieder hieß mich hier Platz nehmen. Ich setzte mich, und der wohlthätige Wind leckte die schädliche Nässe aus meinen Kleidern, welche mir, ungeachtet es hier nicht kalt ist, Frost verursacht hatte.

Nun hatte ich Zeit genug Betrachtungen über mein bisheriges Schicksal und meine gegenwärtige Lage anzustellen. Mit tausend Schreckbildern mahlte die Phantasie meine Zukunft ab. Auf dieser wüsten Insel von aller Menschengesellschaft verlassen, der un-

entbehrlichsten Lebensbedürfnisse beraubt, dem Spiele der Elemente blosgestellt, werde ich verschmachten müssen; keines Menschen Hand wird meine erstarrten Augen zudrücken, meinen Leib dem Mutterschooß der Erde übergeben. Dergleichen Vorstellungen ängstigten eine geraume Zeit meine Seele, bis ein wohlthätiger Schlaf mir die Augen schloß, meine matten Glieder erquickte und meiner Seele auf einige Zeit wieder Ruhe gab. Als ich erwachte, war meine Angst gemildert, ein höheres Wesen flüsterte mir Muth ein, ich ward heiterer und dachte mit mehr Gelassenheit meinem Geschicke nach. Wunderbar, dacht ich, hat mich die schützende Vorsicht aus der Meereswuth gezogen, wunderbar kann sie mich auch erhalten. Unergründlich für unsere schwindelnde Vernunft sind die Rathschlüsse des Schöpfers — doch allzeit gütig ist sein Wille und seiner Macht alles möglich. — Gott ist auch hier, dieß beweiset der Gesang der Vögel, der aus dem entfernten Gesträuche in meine Ohren ertönte, denn er nähret sie, ihr dankbares Schwirren belebt die Insel, vielleicht hat der Ewige auch für mich eine Nahrung hier aufbewahret. — Seine reinste allumfassende Liebe sorget ja für alle seine Geschöpfe. — In diesen Gedanken fand ich so viel Trost, daß ich mir fest vornahm, künftig jede Schwermüthigkeit aus meinem Herzen zu verscheuchen und mit Muth und Gelassenheit meine künftige Bestimmung zu erwarten. Jetzt stand ich auf, denn mein Magen forderte mit Ungestüm sein Recht; ging von der Anhöhe herab, dem

Walde zu, um vielleicht dort Baumfrüchte zu finden, damit ich meinen Hunger stillen könnte.

Wie wohl war mir ums Herz, als ich gleich beym Eingange des Waldes einige wilde Bockshörnerbäume (Johannisbrotbäume) sah, die so reichliche Früchte trugen, daß sie fast alles Laub versteckten. Diese wilden Bockshörner gleichen an Gestalt und Geschmack völlig jenen, die man in Deutschland sieht, nur sind sie nicht so dick und saftig. Ich mußte mich gewaltsam durch dicht verwachsene Gesträuche und Dorngebüsche ziehen, die mich bey meinen Jacken und Beinkleidern so unsanft faßten, daß ich mich oft kaum wieder losriß, bis ich die Bäume erreichte. Leider, fand ich deren Früchte nicht vollkommen reif, pflückte aber doch einige ab, fand sie genießbar, weil sie mein Heißhunger würzte. Bald darauf quälte mich ein so heftiger Durst, daß ich bald auf alle Mittel denken mußte, solchen zu stillen.

Ich durchstreifte die ganze Insel nach der Länge und Breite um Wasser oder vielleicht gar eine Menschenspur zu entdecken. Ich lief mich müde über die öden Hügel hin, aber vergebens war meine Mühe; nur noch dringender war das Bedürfniß der Labung, weil ich mich noch mehr ermattete. Da der größte Theil der Insel mit Hecken, Dornen und Gesträuchen so dicht und verwirrt bewachsen war, daß es an einigen Orten fast unmöglich schien sich durchzukämpfen, so läßt sich

leicht denken, daß mir das dringende Wassersuchen kein angenehmer Spatziergang war. Ich riß mir Gesicht uud Hände wund, meine Kleider litten ungemein. Nicht die mindeste Spur einer Nässe konnte ich entdecken. Nur einige Tropfen Regen hätten mir jetzt zur großen Erquickung gereicht, meine dürre Zunge klebte an dem Gaumen. Es war schon ziemlich dunkel, als ich wieder zurück an das Sandufer kam. Der Wind hatte sich gänzlich geleget. auch sich der Himmel völlig aufgekläret, nur leichte Wogen leckten den Sand am Ufer, der Abendstern funkelte mit verjüngter Heiterkeit. Meine matten Glieder wollten mich nicht mehr aufrecht erhalten, ich warf mich auf den Sand nieder, allein mein grausamer Durst zwang mich bald wieder auf die Beine; ich beschloß ihn mit dem Meereswasser zu löschen, versuchte es, aber dieses war troz meines äußersten Bedürfnisses nicht minder bitter. Diese Nacht war eine der schrecklichsten, die ich je in meinem Leben überstanden habe. Meiner Mattigkeit ungeachtet konnte ich wegen des marternden Durstes nicht schlafen. Verzweifelnd wälzte ich mich im Sande hin und her, bis endlich der entkräftete Körper über den quälenden Durst siegte und ein unruhiger Schlummer die leidige Empfindung dämpfte. Die Phantasie befriedigte täuschend die heiße Begierde des wachenden Zustandes. Es kam mir vor, als ob ich auf der Erde hingestreckt aus einer kargen Quelle das Wasser tropfenweise in den Mund schlürfte. So angenehm mir der trügende

Genuß im Traume war, so schmerzlich war die Entdeckung des Truges beym Erwachen. Ich griff mit Unmuth um mich und fühlte meine Kleider mit Thau befeuchtet. — Holla, dacht' ich, hier ist Wasser! ein Gedanke entwickelte sich. Der Thau, der meine Kleider netzte, wird auch das Laub der Gewächse mit Perlen besetzt haben.

Ich fand zur innigsten Freude meine Vermuthung gegründet, als ich einige Schritte vom Gestade dem stillen Gesträuche zugieng. Der freundliche Mond mahlte sich in den Silberkorallen der Blätter. Ich hielt den Mund unter jedes Blatt, an welchem ein Tropfen hing und sog ihn gierig auf. Als ich ringsumher die Tropfen eingesogen hatte, trat ich wieder weiter und leckte den Thau überall weg, wo meine Zunge ihn erreichen konnte. Dieß that ich mit vieler Vorsicht, dessen ungeachtet verlor ich doch manchen schönen Tropfen, der vor mir herunterfiel. Dieses kühlte nun ein wenig meine lechzende Zunge; indessen brachte ich bey dieser Thausammlung so viele Zeit zu, daß mich dabey der helle Tag überraschte.

Erquickt ging ich nun auf die vorhin erwähnte Anhöhe, von welcher ich gegen Osten in weiterer Entfernung einige Felsen und noch höhere Inseln sah, die mir eben so wenig bewohnt schienen, als die meinige, ehe mich mein Mißgeschick zu ihren einzigen Bewohner machte. An diese Anhöhe ging ich nun von

Zeit zu Zeit an manchem heiteren Tage um durch eine schönere Aussicht meinen Tiefsinn zu zerstreuen und Beobachtungen anzustellen, ob nicht einmahl meine sehnenden Augen die Segel eines fernen Schiffes gewahrten, auf dessen Annäherung ich die Hoffnung meiner Rettung gründen könnte, aber vergebens starrte mein Blick nach der Meeresfläche hin, er entdeckte keine Menschenspur, bis er sich zu schwach im fernen Glanze der sich im Meere spiegelnden Sonne verlor. Doch entdeckte ich einst an einem besonders heiteren Tage nordöstlich ein Gebirg, welches ich wegen sehr weiter Entfernung kaum als solches erkannte.

Ich hielt es auch oft nur für eine Täuschung der Augen; aber nach meiner Rettung ward es mir erkläret, daß es die Insel Candia gewesen sey, die man auch das Königreich Candia nennet, und einst den Venezianern gehörte, jetzt aber türkisch ist. Sie liegt im Archipelagus, worauf sich eine große Stadt gleiches Nahmens mit einem großen Hafen befindet. Da ich also bis jetzt nie etwas von einem Schiffe sehen konnte; so mußte nun freylich meine Hoffnung einer baldigen Rettung schwinden, und ich auf Mittel bedacht seyn, meine Lage, aus der ich dem Anscheine nach nicht erlöset werden dürfte, mir so erträglich als möglich zu machen. Der Hauptumstand, der sie mir erschwerte, war der Mangel an Wasser.

Dieses habhaft zu werden, war nun guter Rath theuer. Ich sah hier und da von Natur ausgehöhlte Klippen und Kessel in den Felsen; diese werden wohl Regenwasser gesammelt haben; allein ich fand diese steinernen Lücken alle leer und trocken. Als ich so ernsthaft nachsann, wie diesem Uebel abzuhelfen wäre, fiel mir ein klügerer Gedanke bey. Wie, wenn du nahe am Meere ins sandige Ufer eine Grube machtest, würde dann das in dieselbe dringende Wasser nicht weniger bitter, nicht genießbarer seyn? Diese eigene Frage beantwortete ich mir sogleich selbst durch eine Probe. Die Sonne, die indessen bald die Mittagshöhe erreicht hatte, ließ meinem entblößten Kopfe ihre Wärme doppelt fühlen. Der Magen ermahnte mich mit Ungestüm auch für ihn und nicht bloß für meine Kehle zu sorgen. Doch verschob ich meine Bockshörnermahlzeit noch so lang, bis ich meine Probe gemacht hatte; denn dacht' ich, wenn dir die letztere nach Wunsch gelingt, so wird dir die erstere besser schmecken, weil auf den Genuß dieser Früchte jedes Mahl ein so heftiger Durst zu folgen pflegt, den du alsdann zu löschen im Stande seyn wirst.

Ich machte mit den Händen eine etwa zwey Schuh tiefe Grube, welche ich zu meinem Vergnügen in wenigen Minuten mit dem durch den Sand dringenden Wasser halbvoll sah. Ich verkostete dasselbe mit Neugierde, und fand es weniger bitter als jenes, welches ich unmittelbar aus dem Meere schöpfte, je-

doch fast ungenießbar. Das Wasser setzt also im Sande seine salzichten Theile ab, ich will es daher noch weiter fließen machen. Ich machte nähmlich hinter der erstern noch eine zweyte Grube zurecht, in welche das Wasser der ersteren durchdrang, dieses war nun zu meiner völligen Beruhigung genießbar, ungeachtet es an Geschmack einem schlechten Brunnenwasser nicht gleich kam.

Diese meine Erfindung hatte doppelten Nutzen, denn ich grub bey dieser Gelegenheit unverhofft eine Gattung wilder Möhren aus, die an Geschmack und Farbe fast unsern Möhren oder sogenannten gelben Rüben gleich kamen. Ich hatte diese Wurzeln in der wälschen Sprache, wie die Möhren überhaupt Carottæ nennen gehört und erfahren, daß sie fast an jedem sandigen Ufer wachsen, wie ihrer dann an diesem Gestade herum genug waren. Ich verzehrte nun mit dankbarem Gefühle einige davon und wandte mich dann dem Walde zu, wo mich das Umherfliegen verschiedener Vögel aufmerksam machte; ich bewunderte eine geraume Zeit ihre mannigfaltigen Farben und ergetzte mich an ihrem Gesange. Ihr glücklichen Thierchen! dacht ich, für euch hat die Natur auch auf dieser öden Insel sattsam gesorget, ihr seyd so vergnügt, als ob ihr in den fruchtbarsten Auen wäret, nichts störet eure Munterkeit, kein neidischer Jäger macht euern Aufenthalt unsicher. Nur mich wird

vielleicht die dringendste Noth zwingen nach eurem Leben zu streben.

Wirklich war es eben keine Kunst, welche zu fangen oder zu erwerfen, indem es nicht nur allein eine große Menge gab, die nicht schüchtern und noch jung waren, weil ich bemerkte, daß einige hiervon noch von den Alten genähret wurden; aber wo nehme ich Feuer her, sie zu braten? Dieses unentbehrliche Element auch hier zu erfinden, schien mir nach langem Hin- und Hersinnen schlechterdings unmöglich. Etliche Tage war ich mit diesem Gedanken stets fruchtlos beschäftigt, als ich an einem sehr heißen Tage nach der südlichen Seite des Waldes dem Ufer zu ging; hier sah ich einen Baum, aus welchem Pech quoll und tropfenweis auf die Erde fiel; die Heftigkeit der Sonnenhitze trieb es heraus. Augenblicklich legte ich einen heißen Stein darunter und — mit welchem Entzücken dankte ich dem Himmel für diesen Einfall! bald zeugte sich ein kleiner Funke auf demselben. Ich hatte schon zuvor dürres Reisig bereitet, welches ich nun behuthsam auf die kleine Flamme streute. Jetzt sah ich meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, ich hohlte nun dickeres Holz herbey um dadurch Glut zu erhalten, und trug solche auf einer Platte an das andere Ufer, wo das Wasser war; dort machte ich ein starkes Feuer an um es vor dem Erlöschen zu sichern und ging in den Wald meine Vogeljagd zu versuchen, um vielleicht heute noch einen Braten zu genießen. Mit

Steinen versehen verbarg ich mich hinter dem Gebüsche, und lauerte auf die Ankunft der Vögel. Bald flatterten verschiedene an einen nahen Strauch hin; aber sie waren klein und für mein unsicheres Geschütz nicht passend. Endlich mehrte sich ihre Gesellschaft mit größeren, ich schleuderte meine Steine und nach wiederholten Versuchen traf ich zwey davon, welche noch jung und nicht ganz befiedert waren, indem in diesem Clima das Geflügel das Jahr hindurch öfter brütet. Diese Vögel waren von der Größe einer Taube, ihre Farbe röthlich mit weißen Puncten gemischt. Ich lernte sie mit der Zeit in der griechischen Sprache Trigoina nennen, und habe deren auf der Insel Zante sehr viele gefunden. Meine Beute wurde bald gerupft an einer dünnen Steinplatte gebraten und mit gierigen Zähnen verzehrt, obschon dabey ein sehr nothwendiges Gewürz, nähmlich Salz fehlte. Meinem dürftigen Gaumen war dieß eine Delicatesse. Zwey Elemente Wasser und Feuer hat meine Noth bereits ausgedacht, nun brauchte ich auch Salz oder doch ein Surogat desselben. Könnte ich die im Sande abgesetzten salzichten Theile des in meine Grube dringenden Meerwassers sammeln, so wäre mein Bedürfniß befriedigt. Doch was meine Kunst nicht vermochte, hat schon die Natur selbst gethan. Als ich eines Tages am Ufer lustwandelte, entdeckte ich in den niedrigen von den stürmenden Wellen ausgehöhlten Felsenlöchern einen braunen Sand, den ich nach einem Versuche fürs beste Salz erkannte; diesen sammelte ich an

einen passenden Ort, füllte die Löcher fleißig wieder an, um stets Vorrath zu haben. Dieses ließ sich nur jetzt thun, so lang kein Sturm war, welcher meine ganze Salzfabrike zernichtet hätte.

Um diese Zeit waren auch meine Bockshörner ziemlich reif geworden. Von diesen sammelte ich die besten, trocknete sie an der Sonne und füllte damit das Faß, das ich unter einen Baum gewälzt hatte, um bis zur künftigen Erntezeit keinen Mangel zu leiden. Die übrigen häufte ich unter einen schattigen Baum. Bey diesen aber erhielt ich bald an den Vögeln, Würmern, Ameisen und andern Insekten mehrere ungebethene Gäste. Dessen ungeachtet hatte ich doch noch einen ziemlichen Vorrath an diesem Artikel, als schon wieder frische reiften.

So erträglich mir nun durch Erfindung der dringendsten Lebensbedürfnisse meine Lage geworden war, so nagte doch noch oft die tiefste Schwermuth an meinem Herzen; der Trieb nach Geselligkeit, nach einem Wesen meines gleichen, dessen theilnehmendes Herz mein Unglück zu fühlen fähig wäre, erwachte mit Lebhaftigkeit in mir. Der Wunsch nach Rettung verdrängte jeden zerstreuenden Gedanken, ich durchdachte eine Reihe möglicher Zufälle, wie mir jener gewährt werden könnte.

Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß wohl einst ein Schiff vom Sturme vertrieben sich meinem isolirten Königreiche annähern werde. Freylich dachte ich, wird dieß wohl nicht absichtlich geschehen; auch sah ich wohl ein, daß jeder Schiffer im Falle eines Sturmes sich von so gefährlichen Orten entfernen, sich vielmehr ans hohe Meer begeben, oder wenn es thunlich, einen Hafen zu erreichen trachten werde.

Ungeachtet diese Vorstellungen gegründet waren, gab ich doch meine Hoffnung nicht völlig auf, baute mein Vertrauen auf die Vorsehung, von der kein Würmchen im Grase vergessen wird. Mit diesem Gedanken beseelt schrieb ich oft nachstehende Verse in den Sand.

Die Hoffnung grünet noch, sie bleibt mir unbenommen;
Ich hoffe mit der Zeit von hier noch wegzukommen.

Drittes Capitel.

Errichtung eines Signalfeuers für vorübergehende Schiffe. Die darauf sich gründende Hoffnung und gänzliche Zerstörung dieser Hoffnung durch eine schreckenvolle Entdeckung.

Freylich kamen wieder manche kummervolle Tage, wenn ich mir Mutter und Brüder dachte; wie wird schon längst die zärtlichste der Mütter meinen Tod beweinen, wie ihr gefühlvolles Herz bluten! — Doch richtete ich mich mit dem Gedanken auf, daß mein gegenwärtiges widriges Schicksal von der mächtigen Hand des Schöpfers abhänge, wollte meine ohnehin betrübte Lage nicht noch durch verzehrenden Gram verbittern, und ergab mich in den Willen und in die Leitung der sorgenden Vorsicht; auch that mein jugendlicher Leichtsinn hier seine wohlthätige Wirkung, doch sann ich immer auf Dinge, die vielleicht der lenkenden Hand des Allwissenden gleichsam als Werkzeuge dienen könnten. Ich glaubte nicht thöricht zu handeln, wenn

ich zur Nachtszeit auf der oft erwähnten Anhöhe ein Feuer unterhielte um durch dasselbe, die etwa einst bey nächtlicher Weile vorübersegelnden Schiffe aufmerksam zu machen, daß sich hier ein Unglücklicher aufhalten müße.

Aber wo nehm ich hinlägliches Brennholz her? Denn jenes, das ich sonst brauchte und welches ich alle Mahl nur mit den Händen zusammenraffte, taugte nun zu dieser Absicht nicht. Dieses bestand nur aus zarten Reisern, das mir kein dauerhaftes Feuer gegeben hätte. Ich mußte also auf Mittel denken mir Holz von dickerer Gattung zu verschaffen.

Es befanden sich der wilden Oliven = Mandel- und anderer Bäume freylich genug im Walde, aber wer lieh mir eine Säge oder Axt sie zu fällen? Ich ging daher so zu Werke: nahm glühende Kohlen mit in den Wald, errichtete unter die vom Winde niedergerissenen Bäume von mittlerer Größe ein tüchtiges Feuer, brannte dieselben an mehreren Orten entzwey, brach und brannte auch die Aeste vom Stamm nach Möglichkeit ab, eilte mit selben ins Meer um sie auszulöschen, und trug sie sodann auf besagte Anhöhe. Wie sauer mir nun diese Arbeit geworden war, mag man sich leicht vorstellen. Indeß linderte doch die Hoffnung, vielleicht meine Erlösung dadurch zu bewirken, diese herkulische Arbeit, welche ich der großen

Hitze wegen nur Morgens und Abends vornehmen konnte.

Mein Ruhebett war bisher stets der Sand am Ufer; sanft und ruhig ließ sichs in demselben schlafen, denn es hatte bisher noch nie geregnet, die Tage waren schwülig, die Nächte warm. Bald aber nahete sich der Herbst, die Nächte fingen an gegen Anbruch des Tages kühl zu werden, auch der Regen des Winters drohte mich aus meinem Lager zu jagen; jetzt thürmte sich die Nothwendigkeit eines neuen Geschäftes vor meine Augen, nähmlich die Erbauung einer Hütte. Das war eben keine kleine Sorge, denn ich hatte weder eine Axt, noch sonst ein dazu erforderliches Werkzeug.

Als ich nun eines Tages mit diesem Gedanken beschäftigt in den Wald ging, sah ich im Thale, das sich gegen Norden endete, einen weit hervorragenden Fels, welchen ich zwar gleich im Anfange bemerkt, auch schon längst vorgenommen habe, mich unter demselben gegen Regen zu schirmen, ihn jedoch bisher noch nie besuchte, theils der vielfältigen dicht in einander verwachsenen dornichten Gesträuche wegen, die den Zugang verhinderten, theils auch, weil die bisher immer angenehme warme Witterung mich zur Ausersehung eines Schutzdaches eben nicht so genöthigt hatte, und mir die Unterhaltung eines nächtlichen Feuers wenig Muße übrig ließ. Nun aber trieb mich

p. 33

die Noth dazu. Ich versuchte ungeachtet alles Widerstandes durch die Dorngebüsche zu dringen, wurde aber von denselben so jämmerlich zugerichtet, daß mir nicht nur allein das Gewand zerrissen, sondern auch der Leib verwundet wurde. Ich konnte also von dieser Seite meinen Zweck nicht erreichen. Indessen ließ ich doch nicht nach, und versuchte an mehreren Seiten mit Anwendung aller möglichen Vortheile durchzusetzen, bis es mir endlich mittels eines Stück Holzes, mit dem ich voraus Oeffnungen machte, gelang, mit verwundetem Gesichte durchzukommen, und den Fels zu erreichen.

Eine dunkle Höhle schreckte meinen Blick schon von ferne; aber welcher Schauder durchbebte mein Innerstes, als ich in dieser das Skelet eines Menschen ausgestreckt auf der Erde liegen sah! — Ich fuhr einige Schritte zurück, warf mich unwillkürlich zur Erde nieder, und verhielt mein Gesicht mit beyden Händen fest. Der Gedanke: dieses wird auch einst dein Loos seyn, nun hast auch du hier dein Grab gefunden, stieg mit fürchterlicher Angst in meiner Seele auf. Hier an der Seite deines Vorfahrers werden auch deine Gebeine vermodern, ohne daß dir ein Menschenauge eine mitleidige Thräne weinen wird.

Der gräßliche Anblick dieser Menschenknochen machte einen so heftigen Eindruck auf mich, daß ich alle Hoffnung der Erlösung aufgab.

Ich stand auf, taumelte weiter, fiel wieder zur Erde, und weinte. Hier, dachte ich, hier wird deine Jugend verblühen, hier vielleicht in dieser Schreckenhöhle wirst du deinen Geist ausathmen, wie eine Blume, deren halbentwickelte Blüthen schon der verheerende Nordwind zerstöret. Dein Geist und Körper haben noch lange nicht zur Reife gediehen; kaum wäre ich im Stande die Annehmlichkeiten der Welt mit deutlicherem Bewußtseyn zu genießen, und schon welket meine sterbliche Hülle der Verwesung entgegen!

Mit diesen Worten rang ich verzweifelnd die Hände, und jammerte mit den kläglichsten Geberden. — Nun beneidete ich die unglücklichen Holländer, und wünschte mich an ihre Stelle. — Denn läge ich begraben in der unergründlichen Tiefe des Meeres, so hätte ich gleich ihnen schon ausgekämpft, und müßte nicht mehr der schrecklichen Zukunft entgegen sehen! —

Dieses marternde Gewinsel dauerte noch eine ziemliche Weile, bis ich mich wieder ein bischen aufgerichtet hatte; aber jeder Hoffnungsstrahl einer möglichen Erlösung ward gänzlich aus meinem Herze vertilget. Ich unterließ von diesem Tage an das nächtliche Feuer auf der Anhöhe zu unterhalten, bey dessen mühsamer Unterhaltung ich sonst so viel Vergnügen fühlte, daß mich die anbrechende Morgenröthe oft schon beym Abbrennen der Olivenbäume fand, und die späteste Nacht mich noch beym Hinauftragen des Hol-

zes an die besagte Anhöhe überraschte. Nun schrieb ich keine Verse mehr in den Sand; denn ich verzweifelte an der Erfüllung des Inhalts derselben. Die Einbildung spielte mir nun auch manchen verzweifelten Streich. Jedes Säuseln des Windes durch das Laub der Aeste schreckte mich; hinter jedem Strauche wähnten meine scheuen Augen das Todtengerippe des Unglücklichen. Jeder heitere Zug war von meinem Gesichte gewischt; ein wilder Ernst ruhete auf demselben. Dieser nagende Kummer schwächte zusehends meine Leibeskräfte, der, hätte ich ihn länger genährt, mich vielleicht bald an die Seite meines Vorfahrers hingestreckt hätte. Allein, wenn der Mensch nicht schon einen natürlichen Hang zur Schwermuth verräth, wird er, wie eigene Erfahrung lehret, bey jedem gemütherschütternden Vorfalle doch sehr geneigt bleiben, alle erdenklichen Trostgründe hervorzusuchen, um wenigstens einen Funken von Hoffnung zu finden; den er dann so lange nähret und stärket, bis er zur vollkommenen Beruhigung gelanget.

Mein verwirrtes Gemüth beruhigte sich in etwas. Ich trocknete das ausgeweinte Auge, und gab der Stimme der Vernunft Gehör; untersuchte mit Gelassenheit die eigentliche Ursache meines Kummers, und fand, daß sich dieser nur durch die Entdeckung der Gebeine des Unglücklichen immer stärker in meiner Seele ausbreitete, und daß es doch keine Folge seyn müsse, ein gleiches Schicksal auf dieser Insel zu er-

leiden, da es noch überdieß nicht entschieden sey, wie lange er auf dieser Insel lebte, ob ihn nicht das hohe Alter aufgelöst, oder ob er nicht gar sich selbst entschlossen habe, der menschlichen Gesellschaft zu entsagen, und freywillig auf dieser Insel zu bleiben. Diese und viele ähnliche Trostgründe: daß mich die göttliche Vorsicht so wunderbar rettete, hier für meine Nahrung sorgte, und meine Erlösung eben so unvermuthet gewähren könne, beruhigten nach und nach mein Herz, und führten mich vom Rande der Verzweiflung zur möglichen Beruhigung zurück; daß ich mir über meine grenzenlose Zaghaftigkeit selbst Vorwürfe machte. Eine dankbare Wehmuth erweichte mich; süße Thränen flossen über meine Wangen; mein Herz zerfloß in seligen Empfindungen, und die Vorsehung Gottes war das Einzige, worauf ich baute. ——

Nach gänzlich hergestellter Beruhigung machte ich mit einem dicken Aste sehr mühsam eine Grube in den Sand, und hohlte die Gebeine des Verunglückten. Sie waren schon sehr morsch; jedoch in der Richtung gelegen, nach welcher sich der Verblichene in seinen letzten Zügen streckte. Ich deckte zwey Steinplatten darauf, und scharrte sie mit Sande zu. Die Abenddämmerung hätte mich bald bey der Bestattung überfallen. Nun kehrte ich durch Entdeckung eines minder beschwerlichen Pfades an das jenseitige Ufer zurück, wo ich noch einige Funken meines Mittagfeuers fand. Dieses fachte ich wieder an, verzehrte mit Heißhunger

einige vorräthige Bockshörner und Karotten, und schlief ein.

An manchem heiteren Abend, wenn der Mond sanft in seinem lichten Schimmer hinschwebte, und die nächtliche Ruhe meine beflügelten Gesellschafter in ihren Nestern wiegte, ging ich von der Anhöhe, nachdem ich daselbst mein Signalfeuer angezündet hatte, herab, die Grabstätte zu besuchen. Mit heiligem Schauer näherte ich mich derselben, fiel auf die Knie, und schickte unter manchem tiefgehohlten Seufzer mein Gebeth zu Gott empor. Mir däuchte, als dränge ein süßes Gelispel vom Grabe herauf, das mir für mein Gebeth und den letzten Liebesdienst zu danken schien. Mit einer Seele voll Trostes und froher Schwärmerey kehrte ich dann zurück, und begab mich auch zur Ruhe. Freylich kann ich nicht läugnen, daß diese nächtlichen Besuche mir öfters schwermüthige Gedanken machten. Vielleicht, dachte ich manchmahl, wird hier niemand dir eine Grube graben, wenn es doch Gottes Wille wäre, dich hier sterben zu lassen; niemand deine erstarrten Knochen der Muttererde überliefern; niemand an deiner unglücklichen Leiche eine mitleidige Thräne weinen. Doch, fuhr ich fort: eine ewige Wand schirme jeden Sterblichen vor diesen Sandhügeln — ich sey der letzte Unglückliche, der hier vermodern wird — sey es auch auf dem Sande; was liegt an dieser verweslichen Hülle, wenn nur die Seele glücklich in die Gefilde der Seligen über-

geht. In diesen Gedanken, welche fast nie ohne Seufzer, Thränen und Gebeth gedacht wurden, störte mich nur selten das Säuseln des Windes in dem Laube der Oliven, und das Toben des Meeres am Ufer, dessen wilde Harmonie diese schauerlichen Blicke in die Zukunft begleitete, daß ich manche Nacht in starrem Hinbrüten über mein Elend durchseufzte.

Viertes Capitel.

Vollkommene Wiederberuhigung. Umstaltung des Schreckenortes in ein Winterquartier. Verschiedene neue Erfindungen. Beschreibung einer seltnen Art Fische.

Um nach diesen seelenmarternden Scenen wieder au die Geschichte zu kommen, muß ich erinnern, daß unter jenem hervorragenden Fels in der Höhle, in welcher mich jener gräuliche Anblick erschreckt hatte, nicht mehr Raum war, als ein Mann, um darin liegen zu können nöthig hatte. Ich gab mir deßwegen alle Mühe, sie durch Graben mit den Händen, Steinen und Holzstücken um so viel zu vergrößern, als ich zur Bewohnung nöthig hatte; denn ich mußte in derselben liegen, und nahe

dabey Feuer unterhalten. Als dieser Platz nach Möglichkeit erweitert und gereinigt war, sammelte ich das Laub von den verbrannten Bäumen und anderes abgefallenes erst auf einem Orte zusammen, streuete es dann an der Sonne auseinander, bis es dürre wurde, trug es in die Höhle, und machte mir davon ein bequemes Lager. Ich befestigte rings um dasselbe, und besonders an der Seite, wo ich Feuer zu machen willens war, große platte Steine, dicht aneinander, damit ich beym Feuer sicher schlafen könnte. Wie nun das alles fertig war, bezog ich meine neue Wohnung. Es war schon ziemlich spät im Herbste; stürmische und nasse Witterung wurde anhaltender; ich aber blieb fleißig in meiner Höhle, und bratete welche von den Bockshörnern an dem Feuer; scharrte dann die Glut der Länge nach an die Steine neben meinem Lager; kroch dann in mein Laub, so tief als es die Noth erheischte, und schlief mit beruhigtem Gemüthe bald ein. Ich unterließ keinen Tag noch vor Aufgang der Sonne aufzustehen, und ging nach meinen Geschäften. Meine Kleidungsstücke waren bereits vom Baumklettern und Holztragen zu Lumpen zerrissen, meinen Hut hatten mir die Wellen geraubt; daher flocht ich mir einen Kranz von Zweigen auf den Kopf, um wenigstens die Augen im Sommer vor der brennenden Sonnenhitze zu schützen. Auch hatten sich meine Haare, weil ich weder einen Kamm sie zu kämmen, noch eine Scheere sie abzuschneiden hatte, so sehr in einander verwirrt und durch die

Hitze gekräuselt, daß ich auf alle Mittel sinnen mußte, diese lästige Perůque vom Kopfe zu bringen, um mich vor dem Ungeziefer zu schützen. Ich entschloß mich endlich sie abzubrennen. Ueberhaupt mußte mir dieses verzehrende Element zu den meisten Verrichtungen dienen, zu welchen man sonst Stahl und Eisen braucht. Ich nahm ein brennendes Stück Holz und ging damit ins Meer. Jetzt zündete ich die Haare an, und ließ sie so lange brennen, bis ich die Hitze an der Haut empfand, tauchte dann den Kopf ins Wasser, und dergestalt ward ich meiner Haare sammt den quälenden Bewohnern los. Die eingefallene Regenwitterung war mir eben nicht unangenehm, weil sie mir Trank verschaffte, den ich tausend Mahl lieber, als das auf längst erwähnte Art geläuterte Meerwasser genoß. Ich fand das Regenwasser hier und da in den Steinlöchern. Obschon dieses meinem Gaume besser behagte, so durfte ich jenes zu trinken doch nicht ganz unterlassen, weil es mir im Falle einer Leibesverstopfung, seiner noch nicht abgesetzten salzigen Theile wegen, als eine Arzney diente. Dieser Krankheit war ich wegen des beständigen Genusses der Bockshörner sehr unterworfen. Bisher hatte ich immer noch kein Trinkgeschirr ausgedacht; wenn ich also trinken wollte, mußte ich mich der Länge nach auf den Boden hinlegen, und so aus der Wassergrube schlürfen. Diese Art zu trinken war aber nicht die bequemste; doch mußte ich sie so lange beybehalten, bis ich mir Trinkbecher verschaffte. Es gab auf der Insel

eine Gattung wilder Zwiebel. Die Italiener nennen ihn Cipola Cagnina; sie haben spannenlange, und ungefähr drey Finger breite, steife Blätter. Von diesen klebte ich einige mit Pech zusammen, und erhielt dadurch ein brauchbares Geschirr. Gut, dachte ich, nun wieder eine neue Speise! Geschwind versuchte ich einige zu braten, und aß sie; jedoch mit einiger Schüchternheit, weil ich die Eigenschaften dieser Früchte noch nicht kannte. Ich fand sie auch sehr bitter und beynahe ungenießbar. Ihre Schädlichkeit zeigte sich auch bald auf meinen Lippen, welche hoch aufschwollen.

Nun mag, so viel ich nach meinem Gutdünken die Zeit berechnete, das Ende des November gewesen seyn. Es regnete unablässig 8 Tage hindurch, dabey entstanden auf dem Meere die heftigsten Stürme, welche mir das Wasserbehältniß mit Sand anfüllten, welches ich jedesmahl, so oft er sich wieder gelegt, neu anlegen mußte. Der gewaltige Nordwind heulte so fürchterlich durch den Wald, daß er alle Bäume mit den Wurzeln auszureissen, und ins tobende Meer zu tragen drohte. Der brüllende Donner erschütterte die Insel; keiner meiner Gesellschafter ließ sich auf irgend einem Baume blicken; die ganze Natur trauerte, ich selbst schlich schwermüthig in meine Höhle, fiel auf die Knie, und bethete zum Schöpfer um Schonung. Vergaß auch nicht, ihn um glückliche Erreichung eines Hafens für jeden sich in Gefahr befindlichen Seefahrer

anzuflehen, weil sich bey jedem Sturme das schreckliche Bild des erlittenen Schiffbruchs in meinem Gedächtnisse erneuerte.

Doch war jeder Sturm mit einem Vortheile für mich begleitet. Ich fand todte Fische, welche die Wellen ans Ufer spülten, die ich dann gebraten, auch, wenn ihrer viele waren, eingesalzen und meiner Vorrathskammer überliefert hatte. Mit der Zeit fing ich auch an, mich einer gewissen Gattung Fische zu bemächtigen, welche ihrer besonderen Art wegen, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Ich ging oft bey heiterem Wetter ziemlich weit ins Meer, und bemerkte, daß sich Fische meinen Füßen näherten. Ich lauerte, und glücklich erwischte ich einen, zog ihn hervor: aber wie staunte ich, als sich eine Menge Schwänze um meine Hände schlängelten. Bald hätte ich ihn wieder fallen lassen. Ich eilte ans Ufer und betrachtete meine Beute genauer. Ich zählte sieben Schwänze und gab ihm auf der Stelle diesen Nahmen; denn eben diese Schwänze machen die Hälfte des Körpers dieser Fische aus. Der Kopf endet in einem gebogenen Schnabel, wie jener eines Gimpels. Beym Schwimmen breitet dieser Fisch seine Schwänze aus, wie ein Pfau. Wenn ihn hungert und er keine Befriedigung findet, verzehrt er einen von seinen Schwänzen, der ihm aber gleich wieder nachwächst. Der Anblick eines nackten Menschen im Wasser

scheint ihn vorzüglich herbey zu locken. Er ist deßwegen auch sehr gefährlich, wenn er seine volle Größe erreicht hat: indem er die Füße der Kinder, wenn sie baden, mit seinen Schwänzen umwickelt und mit sich reißt; welches Unglück ich einst selbst auf einer Insel gesehen habe. Ich hatte etliche nur von kleiner Art gefangen, doch muß ich bekennen, daß sie mir genug zu schaffen gaben, da sie ihre Schwänze mit unglaublicher Stärke mir um den Arm schlangen, und mit deren Spitzen mich in das Gesicht stachen. Ihr Aufenthalt ist meistens auf etwas steinigtem Grunde. Sie haben keine Gräten, und ihr Geschmack ist eben nicht der beste; allein in meiner jetzigen Lage waren sie mir gebraten eine Delicatesse.

Die fast ununterbrochenen Regengüsse des Winters, da nur selten ein schwacher Sonnenblick durchs schwarze Gewölke brach, hatten nun völlig nachgelassen; kein Donnerwetter jagte mich mehr in meine Schutzhöhle, und ich erkannte aus der heiteren Miene des Himmels die trostvolle Annäherung des Frühlings.

Ich zog auch bald aus meinem Winterquartier, schlug im weichen Sande meine angenehme Wohnung auf, unterhielt wieder fleißig das Feuer auf der Anhöhe, und war entzückt, als ich meine Bockshörnerbäume prachtvoll in ihrer Blüthe sah.

Um einen dauerhaften Wasservorrath zu haben, glaubte ich klug zu handeln, wenn ich mittels eines ausgehöhlten Steines das Regenwasser aus vielen kleinen Steinhöhlungen in eine zu dieser Absicht ausgesuchte große Steinhöhlung versammelte; allein ich erhielt dazu bald mehrere Gäste; mein Vorrath war von kurzer Dauer, denn, nach dem in den übrigen Höhlungen und Steinkesseln alles ausgetrocknet war, fanden die Vögel kein Wasser und besuchten scharenweise das meinige.

Indessen wurde meine gehabte Mühe auf eine andere Art belohnt. Als nähmlich dieselben aus meiner Cisterne tranken, verbarg ich mich, mit Steinen versehen, hinter ein nahes Gebüsch und schleuderte einen nach dem andern unter die trinkende Schar. Auf diese Art machte ich, besonders wenn die Jungen aus ihren Nestern geführt wurden, fünf bis sechs zur Erde purzeln, und so versah ich meine Küche mit vielen Leckerbissen.

Da nun meine Kleider bis auf den paradiesischen Anzug völlig von mir fielen, und ich auf diese Art nackt die rauhen Bäume beklettern mußte, um junge Vögel aus den Nestern zu stehlen, war ich froh, öfters einige durch das Werfen zu erhaschen. Auch versuchte ich, als mein Regenwasser zu Ende ging, den leeren Steinkessel mit meinem halbgeläuterten Meerwasser anzufüllen, um damit meine Vögel dahin zu locken; allein die schlauen Vögel ließen sich nicht

täuschen, keiner trank mehr aus diesem Kessel; denn sie wollten nur Regen, nicht aber Meerwasser haben: obschon ich das, was ich ihnen auftischte, auch selbst im Nothfalle genießen mußte. In der That fiel es mir auf, wie meine Luftbewohner den ganzen Sommer hindurch, in welchem es hier fast nie regnete, ohne Trank leben können. Wenn ich nicht irre, so saugen sie im Sommer statt des Wassers den Saft der wilden Oliven.

Fünftes Capitel.

Ein zur Rettung hoffnungsvoller Anblick, darauf ein anderer sonderbarer Zufall.

Nun nahte sich der Sommer; mit jedem Tage wuchs die Hoffnung meiner Erlösung. Oft, wenn ich das Feuer auf der Anhöhe anfachte, wollte mein forschendes Auge in weiter Entfernung ein Schiff bemerket haben.

Oft war es vielleicht Täuschung, oft aber auch Wirklichkeit, welche durch unendliche Entfernung zu sehr geschwächt wurde. Indessen wirkte dieses doch so viel, daß ich von Tag zu Tag munterer wurde; denn ich schmeichelte mir, daß, da jetzt der stürmische Winter vorüber war, wohl mehrere Schiffe diesen gefährlichen Meerkreis bestreichen würden. Ich stand daher unverdrossen oft lange auf meinem Observatorio und

strengte meine Augen gewaltig an, um etwas trost-volles für mich zu entdecken.

Als ich eines Tages in gleicher Absicht die Anhöhe bestieg, und den ersten Blick in die weite See warf, sah ich in der Entfernung drey Schiffe, eines nach dem andern dahinsegeln. Freude und Erstaunen machte, daß ich im ersten Augenblicke nicht wußte, was ich anfangen sollte, um von den Schiffen bemerkt zu werden; dann erhob ich aus Leibeskräften ein Geschrey, streckte die Hände in die Höhe, und stampfte mit den Füßen wie ein Rasender. Bald machte ich auch einen entsetzlichen Rauch; allein der neidische Wind, der eben von Osten blies, ließ ihn nicht aufsteigen, sondern drückte ihn tief ins Thal hinab. Mit zagender trauriger Stimme schrie ich wieder, allein alles war vergeblich; kein Echo erschallte bis ins Ohr eines mitleidigen Schiffers, und mein verwehter Rauch ward vom fernen Auge nicht gesehen. Ich sah ihnen so lange nach, bis mein sehnendes Auge ihre fernen Segel verlor.

Wie sehr aber dessen ungeachtet dieser Zufall mein Herz belebte, läßt sich leicht errathen. Es werden wohl auch manchmahl Schiffer näher vorbeysegeln, dachte ich, die entweder mein Schreyen hören, oder doch meinen Rauch sehen werden, der sich nicht immer zu Boden legen, sondern hoch emporsteigen und sie aufmerksam machen wird. Auch das nächtliche Sig-

nal-

nalfeuer, welches ich von der Zeit an mit doppeltem Fleiße unterhielt, unterstützte sehr die Hoffnung meiner Befreyung. Ich beeiferte mich mit erneuerter Aemsigkeit mit Abbrennen der Bäume, und trug in kurzer Zeit einen großen Vorrath auf die Anhöhe.

Dergestalt beruhigt, und in süße Hoffnung eingewiegt, ging ich wieder meinen übrigen Geschäften und Unterhaltungen nach. Ich errichtete z. B. meine Salzfabrike wieder; rüstete mich auf meine Vogeljagd, wenn ich keinen Braten mehr in meinem Vorrath hatte; auch grub ich Karotten aus, und so ward ich bald Salzfabrikant, bald Jäger, bald wieder Gärtner, dann endlich Koch und den ganzen Tag aufs angenehmste beschäftigt. Als endlich die Sonne ihr verklärtes Haupt ins endlose Meer tauchte, und ihre letzten Strahlen den westlichen Horizont mit Purpur deckten, setzte ich mich unter einen stillen Baum, athmete die kühle Abendluft ein, sang auch manchmahl über diesen Anblick entzückt, ein in meiner Jugend erlerntes Lied, bis die Nacht ihre schwarzen Fittige über mich ausbreitete. Jetzt ging ich gar selten in meine Höhle, weil sichs am Ufer und im Walde weit angenehmer schlief, wo mich nach sanft durchruhter Nacht auch leichter der reizende Gesang der Vögel weckte, worauf ich neubekräftet mit Lust meine Arbeit verfolgte. Nur selten, wenn kein Holzmangel auf dem Signalhügel war, gönnte ich mir einen Feyertag unter einem schattichten Baume, und secundirte den fröhlichen Bewohnern der Aeste, bis mich der Hunger aus meinem Wonnegefühl rief, und ich

mir einen Vogel, oder wenn ich Tages zuvor schon einen gegessen hatte, einen Fisch bratete; im Mangel dieser zwey erstern Festtagsspeisen aber suchte ich meine Bockshörner oder Wurzeln hervor. Ich liebte Abwechslung der Tafel, nur selten genoß ich von mehreren Speisen zugleich etwas. Nach Tische ward oft in den Wald gegangen, wo ich mich viele Stunden mit dem Echo unterhielt; zum öftesten aber meiner Lieblingsidee nachhing, bald erlöst zu werden, in mein Vaterland zu fliehen, dort die unaussprechliche Wonne zu genießen, die Meinigen zu überraschen, zu umarmen, und ihnen meine Leiden zu erzählen. —

In dergleichen süßen Schwärmereyen verloren, ging ich an einem prächtigen Sommerabende bey hellem Mondenschein längs dem Ufer spatzieren. Unvermuthet hörte ich hart an mir ein ungewöhnliches Rauschen im Sande; ich, den die Einsamkeit sehr schüchtern machte, erschrack heftig, wollte Anfangs fliehen, faßte mich aber bald, und sah mich geschwind nach einigen Steinen um, damit ich eine allfällige Gefahr abtreiben könnte; auch stieß ich mit den Füßen an ein dickes Stück Holz von einem Aste, das ich geschwind aufhob, dann schrie ich beherzt: Wer ist? — was gibts da? Anstatt der Antwort hörte ich die vorige Bewegung nach jedem Schritte deutlicher. Nun sah ich mit Erstaunen das Räthsel gelöset. Ein Ungeheuer von einer Schildkröte kroch vor mir im eilfertigsten Gange dem Meere zu. Du kannst mich doch nicht fressen, dachte ich; warf ihr die vorräthigen

Steine auf den Kopf, und schlug mit dem Aste tapfer zu, bis ich sie mit dem letztern gefaßt auf den Rücken kehrte, sie besiegt bey den Hinterfüßen vom Ufer hinwegschleppte, und mit einem Steine, den ich kaum heben konnte, nach oft wiederhohlten Schlägen zu Stücken schlug. Der Kopf dieser Schildkröte hatte die Größe eines anderthalbjährigen Kindskopfes, und ihr verhältnißmäßig großer Körper mochte nach meinem Gutdünken über einen Zentner gewogen haben. Ich fand eine Menge Eyer in ihr, welche ich auf einem platten Steine versammelte, das Fleisch aber mit Benutzung meines ganzen Salzvorrathes bis auf wenige Pfunde einsalzte, welche ich die ersten Tage genießen, das eingesalzene aber zu meinem künftigen Gebrauche aufbewahren wollte; jedoch war das Ungesalzene schon am dritten Tage ungenießbar. Köstlich war der Geschmack der Eyer, so wie das Fleisch an einer dünnen Steinplatte in der Glut gebraten eine Delicatesse, die den Geschmack der gebratenen Vögel weit übertraf. Vergebens hoffte ich deren mehrere am Ufer zu finden; diese war die erste, und letzte Beute dieser Art.

Sechstes Capitel.

Unerträgliche Sonnenhitze. Sammlung der Baumfrüchte. Harter Winter.

Nun mochte der halbe Sommer vorüber gestrichen seyn, als die Sonne von Tag zu Tag heftiger brannte. Mein ganzer Körper war so versenget, daß mich der schwärzeste Afrikaner beym ersten Anblicke für seinen Landsmann angesehen hätte. Die Hitze verursachte, daß mir auf beyden Schultern die Haut aufsprang, welches die unerträglichsten Schmerzen zur Folge hatte, und mich an vielen Verrichtungen hinderte. Um diesem Uebel so viel als möglich abzuhelfen, oder es doch wenigstens zu lindern, brach ich vollbelaubte Zweige von den Aesten der Oliven, und behängte damit meine wunden Schultern. Meine Bockshörner fingen wieder an zu reifen, als ich von den alten noch den vierten Theil des Faßes voll hatte. In diesem Jahre bin ich mit meiner Wirthschaft sehr wohl zu statten gekommen, weil die schmackhafte Schildkröte mir eine geraume Zeit hindurch Nahrung gab. Doch hätte ich auch in Ermanglung derselben keinen Hunger gelitten, weil sich am Ufer noch sehr viele Wurzeln befanden.

Langsam ging die Sammlung der Bockshörner vor sich, weil ich dieses Jahr keine Jacke mehr hatte, womit ich sie im vorigen zusammentrug. Ich mußte mich nun mit den Stücken der zertrümmerten Schildkrötenschale behelfen, und die Füße mußten die Erleichterung meiner Arme entgelten. Nach vielen Bemühungen war das Faß mit den auserlesensten angefüllt, welches ich dann mit Laub und Steinplatten bedeckte.

Am glücklichsten war ich bey meinen Arbeiten; denn damahls kannte ich selten etwas anderes als sinnliche Gegenwart, die meinen Geist mit manchen reitzenden Aussichten sehr angenehm unterhielt; desto bitterer aber wurden mir die geschäftslosen Stunden, die mir meistens schwermüthige Gedanken brachten, besonders wenn ich mich auf meinem Hügel einen ganzen Tag müde schaute, und bey all meiner Wachbarkeit kein Schiff entdeckte. Jetzt ist ja die schönste Sommerszeit, das Meer ist ruhig, ein leichter Wind der Seefahrt günstig, und doch seh ich mich ohne Rettung. Nach tausend Gedanken und Ueberlegungen glaubte ich, daß meine Insel weit außer der gewöhnlichen Fahrt der Schiffe liegen müsse, die durch den Archipelagus segeln. Ob ich mich nicht irrte, weiß ich nicht gewiß, doch ist es sicher, daß jeder erfahrne Seemann so wohl bey günstiger, als ungünstiger Witterung, sich vor dieser felsichten Insel hüthen werde. Auch dieser Sommer war vorüber, ohne meine rastlose Mühe mit Unterhaltung des Signalfeuers zu lohnen. Die Tage

wurden trübe, und der kalte Nordwind kündigte den nahen Winter auf meinen nackten Rücken.

Dieses erinnerte mich abermahl auf Einrichtung meiner Höhle, welche ich bald darauf beziehen mußte. Ich trug das alte halbverfaulte Laub heraus, und machte mir aus frischem eine neue Lagerstätte. Die regenreiche Witterung, die oft zehn bis vierzehn Tage anhielt, hinderte mich auch das Feuer auf der Anhöhe fortzusetzen. Ich war dieser Arbeit auch schon überdrüßig, weil sie so mühsam war, und doch so wenig zu nützen schien. Dessen ungeachtet unterließ ich sie bey heiterer Witterung nicht. Gegenwärtiger Winter war weit stürmischer als der vergangene; mein Sommerlager am Ufer war oft hoch überschwemmt. Hunger und Durst trieben mich oft aus meiner Höhle. So mußte ich, um eine Abwechslung der Nahrung zu haben, manchmahl ans Ufer, um Wurzeln zu graben, oder die vom Meere ausgeworfenen todten Fische zu hohlen. Das mühsame Holzsuchen hat mich lange der scharfen Witterung preisgegeben.

Traurig wie überhaupt der Winter ist, war ers auch im höchsten Grade für mich. Obschon es hier niemahls schneiet, so hüllte mich doch das ewige Regenwetter und das wilde gräßliche Heulen der Sturmwinde in tiefste Melancholie. Nackt auf meinem Lager hingestreckt, mit kaltem Laube bestreut, beweinte ich vielmahl die Tücke meines Schicksals, und zog mich oft nur mit harter Mühe vom Rande der Verzweiflung

zurück, besonders wenn ich mir die Wahrscheinlichkeit einer Krankheit dachte, die mich gewiß von aller Hülfe beraubt, das Leben gekostet hätte. Allein die Natur hat für meine wilde Lebensart auch mit einem ausdauernden Körper gesorget.

Nach vielen kummervollen Tagen und schlaflosen Nächten verging auch dieser Winter, und der alles belebende Frühling trat an seine Stelle. Die Vögel sangen wieder auf grünen Zweigen, und dankten dem Schöpfer für ihre Erhaltung; auch ich ging früh aus meinem Winkel, um mich an dem majestätischen Anblicke der aufgehenden Sonne zu weiden. Allmählig wich auch der lang genährte Kummer aus meinem Herzen; reitzende Bilder der süßesten Hoffnung belebten mich wieder. Um letztere nach Möglichkeit zu stärken, war ich mit täglicher Unterhaltung des Signalfeuers eifrigst beschäftigt. Unverdrossen bürdete ich die entzwey gebrannten Holzstücke auf meine nackten Schultern, deren knopprichte Rinde meine Haut wund riß, daß das Blut über den ganzen Körper floß. Doch fühlte ich diesen Schmerzen nur halb; der frohe Gedanke seines Endzweckes linderte ihn.

Auch fing ich an, das Regenwasser auf schon erwähnte Art zu sammeln, und so ging auch die Vogeljagd wieder vor sich. Mein Nachtlager wurde wieder ans Ufer neben einem kleinen Feuer verlegt, welches letztere mir die Zeit am angenehmsten vertrieb.

Siebentes Capitel.

Wunderbare Befreyung von der Insel. Ein sehr wichtiges Capitel.

Nicht ohne Grund hatte ich im Sommer mehr Hoffnung zur Erlösung, als im Winter. Ein prächtiger Sommermorgen lockte mich einst etwas früher als gewöhnlich aus meiner Höhle hervor. Ich bratete einige Bockshörner, wobey ich von ungefähr einen Blick in die stille See warf, und von der Südseite ein Segel zu erblicken glaubte. In diesem Augenblicke warf ich alles von mir weg, und floh athemlos auf die Anhöhe. O welch süßes Gemisch zwischen Freud und banger Hoffnung belebte mich jetzt! Hier strengte ich meine Augen unverrückt nach der Meeresfläche hin, und sah wirklich in weiter Entfernung etwas, das einem Schiffe ähnlich war. So starrte ich eine geraume Zeit, bis es meine Augen deutlicher ausnahmen. O Gott! schrie ich mit heftiger wehmüthiger Stimme — sieh auf den Unglücklichen, welchen deine Allmacht einst durch ein Wunder gerettet, und deine unaussprechliche Güte

bis zu dieser Stunde bey Leben und Gesundheit erhielt! Sieh, mit welcher Inbrunst er zu dir um neue Gnaden flehet! Laß durch einen wohlthätigen Wind die Segel jenes fernen Schiffes so nah an dieses Ufer lenken, bis dieses mein Gebeth auch den Ohren eines mitleidigen Schiffers hörbar wird! — Ich hohlte mit größter Eilfertigkeit Feuer herbey, dessen dicker Rauch sich alsbald hoch emporwirbelte. Lange war ich ungewiß, in welcher Richtung das Schiff hinsegelte; mein Herz schlug gewaltig; ich zitterte am ganzen Leibe; es war mir wie einem Menschen, der, nachdem er mehrere Jahre in der grausamsten Sclaverey geschmachtet, nun in wenigen Augenblicken das Urtheil entweder einer gänzlichen Freyheit, oder längeren Gefangenschaft erwartet. O welch Entzücken goß sich in mein Herz, als ich mich klar überzeugte, daß es sich mit vollen Segeln meiner Insel näherte. Augenblicklich vergaß ich all mein erlittenes Ungemach, und mit flüchtigem Pinsel malte ich mir schon die reitzendsten Bilder der Zukunft. Allein, wie geneigt wir sind, auch ohne vielen Grund dasjenige zu hoffen, was wir wünschen, und wie gern die böse Laune des Schicksals uns die mäßigsten Wünsche versaget, wird die Folge, leider! auch an mir mit vielfältigen Beyspielen zeigen? — Das Schiff warf Anker; bald sah ich das Boot gegen das Ufer zukommen. Das Uebermaß meiner Freude warf mich auf die Knie; tief gebeugt im Staube dankte ich dem Himmel für mein Glück. Das Boot war am Ufer. Eine Person, die ich schon beym Annähern für den Capitän des Schiffes hielt, und es

auch war, trat zuerst majestätisch aus demselben ans Land. Ich wollte ihm entgegen eilen, allein meine Füße zitterten; ich sank wieder auf die Knie — hier stand er schon vor mir, und betrachtete mich mit erstaunten Blicken. Ein schlanker ungewöhnlich großer Wuchs mit einer besondern mir unbekannten kostbaren Tracht, ein Paar Falkenaugen, die mich zu durchbohren schienen, und ein Paar Schnurbärte, die sich bis an die Ohren zogen, verdoppelten sein Ansehen. Ich stammelte in meiner Muttersprache mit den wehmüthigsten Geberden die Worte: Ich bin ein Unglücklicher, den die Wuth des Sturmes der menschlichen Gesellschaft entriß, und auf diese Insel versetzte, auf der ich schon zwey Winter lebe. Der Himmel scheinet das Flehen eines Verlassenen erhört, und Sie zu meinen Retter bestimmt zu haben. O ich bitte um Aufnahme, um Rettung. — Er verstand mich nicht, wußte aber gar wohl mein Verlangen; denn aus seinen Mienen las ich den lebhaftesten Antheil an meinem Schicksale. Er sprach auch, allein ich konnte ihn noch weniger, als er mich verstehen. Er ließ mich sogleich auf das Schiff bringen, woselbst ich von allen Anwesenden angegafft und allgemein bedauert wurde. Man sammelte alsbald eine Kleidung für mich, um meine Blöße zu bedecken. Der eine gab mir ein Hemd, der andere ein Paar Beinkleider, der dritte warf mir ein Jäckchen zu, der vierte setzte mir einen Hut auf den Kopf; und so stand ich bald wie einer der Anwesenden gekleidet da. Mit tiefgerührtem Herzen dankte ich in meiner Muttersprache jedem dieser meiner Nothhelfer.

Es stand nicht lange an, als man mir auch Wein und Zwieback brachte.

Wahrhaftig hatte ich aufs Essen noch nicht gedacht, so lebhaft mich mein Magen daran mag erinnert haben. Ich konnte Anfangs vor Freude nichts genießen; nach einiger Erhohlung aber aß und trank ich. Ach! welcher Nectar war der Wein für mich! mit jedem Tropfen floß neue Lebenskraft in alle Glieder meines entkräfteten Körpers. Die Schiffsleute umgaben mich nun in einem Kreise und wollten die Neugierde an meiner Geschichte befriediget haben; allein ich konnte weder ihre, noch sie meine Sprache verstehen; bis endlich einer hervortrat, der mich croatisch anredete. Mit diesem kam ich dann besser übereins; denn obschon ich nicht croatisch sprach, so hatte ich doch in Laybach die krainerische Mundart erlernet, welche, wie bekannt, mit der croatischen, böhmischen und sclavonischen Sprache viele Aehnlichkeit hat. Ich erzählte also diesem Menschen mein ganzes bisheriges Schicksal, und er verdollmetschte es den andern. So bald ich gegessen und getrunken hatte, mußte ich sammt diesem Dollmetscher wieder ans Land, um dem Schiffshauptmanne gleichermassen meine sonderbare Geschichte zu erzählen. Ich zeigte ihm zugleich meine Winterwohnung, meine Wasserquelle, das mit Bockshörnern gefüllte Faß, welchem ich mein Leben zu verdanken hatte; kurz alle meine kleinen Habseligkeiten. Er bewunderte sehr meine Einfälle und Erfindungen; auch ließ er mir sagen; ich hätte Gott und dem Zufalle

meine Erlösung zu danken, indem ihm die vergangene Nacht ein Segel zerrissen wäre, welches auszubessern er hier anzulanden gezwungen worden sey. Ich staunte über die Werke der Vorsicht und pries sie mit innigstem Dankgefühle. Nun wurde ich erst über die Menge meiner Retter aufmerksam. Ein Kauffahrtheyschiff kann dieses nicht seyn, dacht ich, wozu so viele Waffen und Gleichförmigkeit der Tracht; es muß also ein Kriegsschiff seyn. — Weil es aber bey seiner Ankunft keine Fahne ausgesteckt hatte, so konnte ich nicht wissen, von welcher Nation es wäre. Ich fragte daher meinen Dollmetsch, wo dann die Reise hinginge, und wann wir von hier absegeln würden? Ha! Ha! Ha! fieng er an laut zu lachen: auf gutes Glück reisen wir! Wir wollen uns nicht, fuhr er fort, mit Handeln und Wandeln abgeben, sondern das, was andere erwerben, uns durch tapfere Fäuste zueignen. Jetzt hatte ich Licht in der Sache. Wie ein Dolchstich durchbohrten diese Worte mein Herz. Er schien meine Bestürzung nicht zu bemerken; auch that ich mir Gewalt an, und verstellte mich, so gut ich konnte. Wir besprachen uns noch über Verschiedenes; unter andern fragte ich ihn, in welchem Monath des Jahres wir gegenwärtig lebten? Im Juny 1789 war seine Antwort. Ich konnte daher meinen Aufenthalt auf der Insel gegen 21 Monathe rechnen. Ueber den Umstand, daß meine Retter Seeräuber waren, fing ich nun an ernsthafter nachzudenken, doch durfte ich meine Antipathie gegen dieses schändliche Gewerbe nicht merken lassen. Mein Entschluß neuerdings hier zu verbleiben, sie fortziehen zu sehen, und

auf Ankunft ehrlicher Seeleute zu harren, war beynahe so leicht, wie jener eines Unglücklichen seyn würde, den, nachdem er Jahre lang in einem unübersehbaren Labyrinthe bey Wurzeln und Kräutern geschmachtet, nun ein dahin geflüchteter Missethäter, der die Auswege kennt, sich zum Liebesdienste darbiethet, ihn unbeschädigt aus demselben zu führen, seinen Antrag auszuschlagen und sodann sein unvermeidliches Verderben zu erwarten. Ja, ich sah es für die größte Thorheit an, diese Gelegenheit zur Erlösung unbenützt fahren zu lassen, da die lange Zeit meines hiesigen Aufenthalts mir sattsam bewies, wie selten sie sich zu ereignen pflege, und wie äußerst kostbar sie sey. Ich beruhigte mich damit, daß ich im schlimmsten Falle doch der Möglichkeit näher geführt werde, meine Freyheit einst durch eine Flucht von der Räubergesellschaft zu bewirken, und in mein Vaterland zurückzukehren. Was würde mir wohl mein Weigern mit ihnen zu gehen, genützt haben? Sie hätten mich ohne Zweifel mit Gewalt fortgerissen, oder doch auf eine unmenschliche Art mißhandelt.

Indessen ward das zerrissene Segel ans Land gebracht, und an seiner Ausbesserung gearbeitet. Abends gingen wir alle aufs Schiff. Ich hatte nun Muße dessen inneres Aussehen mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Am Vordertheile hatte es zwey Batterien, eine mit zwey vierzehnpfündigen, und die andere mit eben so viel neunpfündigen eisernen Kanonen. Auch war daselbst ein Schild mit dicken Bretern angebracht, welches im Treffen vor Musketenkugeln schützt. Auf jeder Seite

des Schiffes standen noch vier neunpfündige Kanonen mit guten Branden oder Schutzwehren versehen; am Hintertheil des Schiffes aber waren zwey Trombons. Der Capitän ließ mir auch seine Kajute sehen. Es kostete mich viele Mühe hier mein Entsetzen zu verbergen; die Wände waren mit unzähligen Feuerröhren, Pistolen, Säbeln, und Attakanen, (langen etwas gebogenen Messern) behangen. Die Möbeln zeugten deutlich von dem Character des Bewohners. Darauf ließ er mich fragen, ob ich mit derley Instrumenten umzugehen wüßte. Ich antwortete, daß ich mich wohl darein zu schicken gedächte. Diese Antwort gefiel ihm. Brav mein Sohn! sagte er, nur herzhaft und nicht verzagt, so kannst du einst mit Reichthum beladen in dein Vaterland zurückkehren. Du wirst dich überzeugen, fuhr er fort, daß ich mit meinen Leuten redlich handle; von jeder Beute, die wir machen, erhält auch jeder Mann nach Betrag seinen Theil, und du wirst ihn auch bekommen, wenn du ihn mit Tapferkeit verdienen wirst. Ich stellte mich zu allen willig; indessen aber war mein Innerstes von dem schrecklichen Gedanken zerrüttet, daß ich nun in einer Mördergrube mich befinde. Es war schon finster, als der Räuberhauptmann im Untertheile des Schiffes mir ein Ruheplätzchen anwies. Wie wenig dieses meiner Bestimmung entsprach, ist leicht zu errathen. Meine Phantasie hielt mir tausend Schreckbilder vor die Augen. Nun sollst du dem Rechtschaffenen die Früchte seines Fleißes rauben, die er sich mit Gefahr seines Lebens erwirbt; sollst, wenn er dir solche zu geben sich weigert, deine Hände mit

seinem Blute besudeln, sollst — o meine Zunge zittert vor diesem Gräuel eines Wortes — ihn ermorden! — Unmensch! wozu hast du dich entschlossen, was kann noch aus dir werden? Diese bitteren Vorstellungen preßten mir jene qualvolle Nacht hindurch manchen tiefen Seufzer aus der Brust; es wurde Tag, ohne daß ich meine nassen Augen eine Minute lang geschlossen hatte.

Nun krochen meine Kameraden aus ihren Winkeln; man eilte zur Verfertigung des Segels; auch wurde mein Vorrath an Bockshörnern über Bord gebracht, und die Nacht zur Abreise bestimmt. Heute umging ich zum letzten Mahle die ganze Insel, nahm Abschied von meiner Höhle und von so manchem Steine, auf dem ich gesessen war; besah dankbar die Bockshörnerbäume, deren reichliche Früchte mir die meiste Nahrung gaben. Sehr ungern verließ ich meine treuen Gesellschafter, die Vögel, deren melodischer Gesang hier meine Stunden kürzte. Auch den Grabhügel besuchte ich noch einmahl, weihete den modernden Gebeinen meine letzten Thränen, und näherte mich endlich in tiefe Schwermuth gehüllt dem Ufer, wo das Boot meiner wartete. Ich stieg ein und man stieß vom Lande. Wehmüthigst blickt ich noch auf meine Insel zurück, als ob ich an ihr einen Busenfreund verlassen müßte.

Achtes Capitel.

Gefährliches und fruchtloses Herumschiffen mit den Seeräubern.

Wir lichteten die Anker und segelten ab. Die Nacht war heiter; ein sanfter Westwind kühlte die Abendluft. Noch ein Lebewohl rief ich meiner Insel zu. Mein Auge ruhete lange auf den von den Mondesstrahlen beleuchteten Wipfeln der Bäume, bis sie ihm des Schiffes schnelle Segel entzogen. So bald die Anker an ihren Ort gebracht, und die Segel nach dem Winde gerichtet waren, wurde die Mannschaft in zwey Theile getheilet, so zwar, daß deren einer auf dem Verdecke immer Wache hielt, der andere aber indessen unter demselben ruhete. Sie lößeten sich dann wechselseitig ab. Die Mannschaft bestund aus 58 Köpfen, die aus verschiedenen Nationen zusammen gelaufen waren. Der eine war ein Grieche, der andere ein Italiener, der dritte ein Albaneser, der vierte ein Croat: nur ich Unglücklicher mußte ihre Mannigfaltigkeit als Deutscher vermehren. Die meisten aus ihnen waren venezianische Deserteurs und berühmte Bösewichte. Sie erzählten

mir

mir mit lachendem Munde ihre Heldenthaten, die alle von der Art waren, daß sie nur im Ohre eines Unmenschen Beyfall erhalten konnten. Ihr Hauptmann, leider mußte ich sagen: unser Hauptmann (ein Erzbösewicht) Nahmens Kurgan aus Corsica, war von sehr reichen Aeltern gebürtig. Die Größe seiner Bosheit, und seines Uebermuths bestimmten ihn zur Auswahl dieses gräulichen Lebenswandels. Unsere Reise ging nach Suda, einer kleinen Insel mit einem handelreichen Hafen, an der Küste der Insel Candia im griechischen Archipelagus. Die Absicht war, in einiger Entfernung des Hafens auf Schiffe zu lauern, die etwa von ihm auslaufen würden. Wir strichen etliche Tage vor dem Hafen hin und wieder, so zwar, daß es den darin befindlichen Schiffen auffallen mußte, weil wir bey günstiger Witterung durch so lange Zeit nie näher kamen. Endlich liefen drey Kauffahrtheyschiffe aus dem Hafen; diese waren aber zu stark, und wir wichen ihnen weiter in die See. Jetzt setzten wir unsere Reise schleunigst nach Scio, einer türkischen Insel in Asien, unweit der Küste von Natolien fort, um bey der engen Passage der aus Smyrna kommenden Schiffe etwas zu erhaschen. Aber auch da floß uns kein Wasser auf unsere Mühle, sondern wir mußten uns eilfertigst entfernen, um nicht unter die Säbel des gefährlichen und mächtigen Seeräubers Lambro zu gerathen, dessen Schiffe man in der Gegend witterte. Während dieses Herumstreifens wurde ich im Kanonenexercitium, im Mastklettern, und überhaupt in allen Künsten eines braven Seeräubers unterrichtet. Wie ange-

nehm mir dieser Unterricht war, wird man sich leicht denken können; indessen mußte ich mich doch so anstellen, als fände ich eine ausnehmende Freude dabey, um nicht mißhandelt zu werden. Auch bekam ich bald in allem eine Fertigkeit; nur das Mastklettern wollte mir lange nicht von statten gehen, welches man mir aber schon lernen machte. Man gab mir nähmlich nichts zu essen, und meine Portion Zwieback, Käs, oder Böckelfleisch hing man in einem Tuche gebunden, an die Spitze der Segelstange. Mein leerer Magen lehrte mich schon Vortheile suchen, um meine Nahrung herabzuhohlen. So bald ich auf diese Art das Segelklettern erlernt hatte, gab man mir auch Waffen, welche in zwey Pistolen, einem Attakan, und einem Säbel bestanden. Erstere mußte ich in die Gürtel stecken, letzteren aber entblößt an den rechten Arm hängen. Dergestalt bewaffnet pflegen diese Räuber, wenn es zu einem Angriff kömmt, bis an die Spitze der Segelstange zu klettern; dann lassen sie solche unten sachte in die Höhe, so, daß der obere Theil in das feindliche Schiff reicht, in welches sie hernach mit Säbeln und Pistolen in der Hand springen, und in selbem ihre Massacker beginnen. Der Räuberhauptmann ließ mir auch seinen Seespiegel und Kompaß erklären, und versicherte mich: daß man alles dieses wissen müsse, um einst sein Glück auf der See zu machen. Ich that, als ob mich diese Dinge lebhaft interessirten, indeß ich den Augenblick verfluchte, der mich mit diesen Bösewichten verbrüdert hatte. Der Anblick jedes Schiffes war ein Dolchstich in mein

Herz, weil ich einen Angriff auf dasselbe besorgte. Nun bereuete ich es tausendmahl, daß ich nicht auf meiner Insel geblieben, und auf die Ankunft besserer Retter geharret habe. Flucht war noch immer mein einziger Trost, welche zu ergreifen ich mir bey nächster Gelegenheit fest vorgenommen hatte. Bis dahin mußte ich mich wohl bequemen, weil ich schon in der Wolfsgrube war, mit den Wölfen zu heulen. So streiften wir über zwanzig Tage herum, ohne eine Beute erobert zu haben. Unser Capitän sammt seinen Gefährten fluchte den Lambro sammt seiner Eskadre und verwünschte ihn in den Abgrund des Meeres; denn dieser war eigentlich das größte Hinderniß seine Raubbegierde zu befriedigen. Wir kreuzten zwischen bewohnten und unbewohnten Inseln; mußten an manchem windstillen Tage aus allen Kräften fortrudern, welch Letzteres mir so beschwerlich fiel, daß ich aus Mangel an Kräften zu unterliegen glaubte. Lange irrten wir vergeblich umher; nun wollten wir uns dem Hafen von Salonichi nähern, allein wir wurden von hier gleichermassen vertrieben; denn wir erblickten in der Ferne zwey Schiffe, die der Capitän nach langem genauen Betrachten durch das Fernrohr für rußische erkannte, und welche eben ihren Lauf auf uns gerichtet hatten.

Salonichi ist eine ansehnliche Handelsstadt in Griechenland, der vornehmste Ort der Provinz Macedonien, liegt am End des salonichischen Meerbusens. Eiligst mußten wir umkehren, um von den Schiffen nicht ein-

gehohlt zu werden; ich weiß nicht, wie der Spaß geendet hätte, wenn uns nicht die eben eingefallene Nacht zu Hülfe gekommen wäre, unter deren Decke wir uns zwischen den Inseln furchtsam hinwegschlichen. Eine gänzliche Windstille hätte unsere Flucht beynahe unmöglich gemacht. Wir erschöpften unsere Kräfte am Ruder. Unser Herr ging selbst ans erste, um uns durch sein Beyspiel zur Arbeit anzueifern. Erst gegen Anbruch des Tages erhob sich ein Wind, und wir richteten unsere Segel nach der griechischen Insel Negroponte im Archipelagus, wo es viele Kalanken, das ist, unbewohnte Häfen nur für kleine Schiffe gibt. Es ist zum Verzweifeln, fuhr der Capitän nach langem gräßlichen Fluchen fort; so unglücklich wüßt ich nicht, daß ich je einmahl in meinem Leben gewesen wäre. Wir schlenderten noch einige Tage unweit einer Kalanke umher. Die sehr angenehme günstige Witterung hat unsere Leute noch mehr mit der Hoffnung beseelt, doch bald etwas in ihre Klauen zu bekommen. In dieser Absicht richteten sie den Lauf nach der zwischen Candia und Morea liegenden venezianischen Insel Cerigo, wovon im 13. Capitel die Beschreibung gemacht wird. Als wir diese nach einigen Tagen zu Gesichte bekamen, entdeckten wir gegen Mittag ein Kauffahrtheyschiff, welches nicht weit vom Lande westwärts segelte. Die Freude der Räuber, die dieses Schiff schon als eine sichere Beute betrachteten, welche ihr bisher höchst verdrüßliches, und gefährliches Herumschiffen mit schwerer Münze bezahlen würde, kann man sich vorstellen. Schon machten einige Rechnung unter

sich, wie viel wohl jeder daran Antheil bekommen möchte, wenn das Schiff mit diesen oder jenen Waarengütern beladen wäre. Allein, das Geschick zog auch dießmahl einen gewaltigen Strich durch die Rechnung; denn der ganz sanft wehende Wind war unserer Raubbegierde nicht günstig. Wir suchten freylich dessen Mangel mit Rudern so viel möglich zu ersetzen, um dasselbe vor Erreichung eines Hafens einzuhohlen.

Mitleidig sah ich auf das fliehende Schiff, und konnte kaum mein Zittern verbergen, besonders da mir der Räuberhauptmann bedeutete, daß diese die erste erwünschte Gelegenheit wäre, mich auszuzeichnen, und meine Tapferkeit an den Tag zu legen. Er befahl mir meine beyden Pistolen und den Attakan in die Gürtel zu stecken, den Säbel an die Hand zu hängen, und wenn es zum Angriff kommen sollte, mit noch etlichen die Segelstange hinaufzuklettern, da man den untern Theil in die Höhe lassen würde, worauf wir sogleich beherzt in das feindliche Schiff springen, unsere Pistolen abfeuern, und mit dem Säbel in der Faust tapfer einhauen sollten. Wem würde vor diesem so widerrechtlichen als grausamen Unternehmen nicht gegrauet haben? Nun muß aber das Kauffahrtheyschiff aus der Menge Leute an unserem Borde, und aus dem schnurgeraden mit Rudern beschleunigten Zufahren auf dasselbe bemerket haben, daß unseres ein Raubschiff sey, weil selbes einen Segel nach dem andern nebst dem gewöhnlichen aufzog, und sich trotz unserer Be-

mühung im Rudern immer mehr und mehr entfernte. Wir verfolgten es bis in die Nähe eines Hafens, dessen Nahmen ich nicht mehr angeben kann. Hier kamen ihm geschwind einige Barken aus demselben zu Hülfe, ruderten es hinein, ehe es noch unsere Kanonenkugeln erreichen konnten. Zwar hatten die Räuber wohl noch Lust demselben bis in den Hafen nachzusetzen, aber ihr Hauptmann fand es für tollkühn und unrathsam, weil er wohl wußte, daß der Hafen mit einem Castelle versehen war, dessen Geschütz uns gar nicht angenehm bewillkommen möchte. So herzlich ich mich darüber freute, das dieses Schiff glücklich unseren Klauen entging, so laut murrten die übrigen über ihr fruchtloses Bemühen. Es wurde beschlossen, unweit dieses Hafens so lang zu verweilen, bis ein Schiff aus demselben auslaufen würde.

Neuntes Capitel.

Ein schreckliches Unglück mit dem größten Glücke verbunden. Leonhard Eisenschmieds Befreyung von der Seeräuberbande. Beschreibung der Insel Zante und eines großen Raubfisches.

In einer Nacht, da man gegen Norden einen ausgewütheten Sturm vermuthen konnte, weil das Meer von jener Seite ganz schäumend an uns drang: überzog die Meeresfläche ein so dichter undurchdringlicher Nebel, daß man nicht zwey Schritte weit um sich sehen konnte. Als bey Anbruch des Tages der Nebel verschwunden war, sahen wir in der Nähe ein Kriegsschiff, welches, so bald es uns erblickte, seine Segel auf uns richtete. Himmel! wie erschrack unser Hauptmann. Todtenblässe überzog sein wildes Gesicht, aus dessen Mienen man die innere Angst deutlich lesen konnte. Er schrie mit der Stimme der Verzweiflung, Brüder! ergreifet die Ruder mit allen Kräften, sonst sind wir verloren! — das Kriegsschiff ist uns nahe, seine Kugeln erreichen uns. Wir befolgten seinen Be-

fehl eifrigst aber in größter Verwirrung. Unsere Bemühung war vergeblich; wir sahen unsern Untergang vor Augen. Da das Kriegsschiff unsere schleunige Flucht bemerkte, gab es einen blinden Kanonenschuß, bald darauf einen zweyten, endlich den dritten mit einer sausenden Kugel, die unsern vordern Mast rechts nach der Länge des Schiffes dahinstreckte, und die Mannschaft an jener Seite halb todt schlug. Diesem wurde ein Bein, jenem der Arm, dem dritten das Gehirn zerschmettert; einer sank vor- und der andere rückwärts. Ein wildes Geschrey der Streitenden mit sterbenden Stimmen gemischt, erfüllte die Luft. Noch etliche Kanonenschüsse, die wir alle in voller Ladung empfingen, richteten eine schreckliche Niederlage an. Gott! wie war mir da zu Muth! Vom kalten Todtenschauder erschüttert, stand ich wie eine leblose Statue da. Meines Bewußtseyns beraubt, von röchelnden Sterbenden und Leichen allenthalben umgeben, überfiel mich der kalte Angstschweiß. Ich, der noch nie dergleichen Schreckenscenen beywohnte, noch nie Menschenblut fließen sah, bemerkte losgerissene Hände und Beine, die letzten Zuckungen durchbohrter Körper. Ein verzweifeltes: „Wir sind verloren" ächzte aus dem Munde der noch Streitenden und Verwundeten. Augenblicklich glaubte ich mich gleichfalls zu Boden gestreckt; allein, ein glückliches Ungefähr erhielt mich ganz unversehrt bey Leben.

Das Kriegsschiff sandte nun sein größeres Boot mit bewaffneten Soldaten an uns. Wir, die wir

bey Leben waren, mußten uns ergeben und unter blanken Säbeln in jenes übertreten. Es hielt am großen Schiffe. Der Empfang war der Gesellschaft angemessen, indem man uns geschwind an schwere Fessel schmiedete. Die Ketten, womit man mich belastete, mochten wohl fünfzehn Pfund gewogen haben. Ein Thränenstrom floß über meine schwarzgebrannten Wangen, als mir dieselben angeschlagen wurden. Viel lebhafter, als die Knochen fühlte jeden Hammerstreich mein Herz; denn es kränkte mich schon der Anblick der Fessel, aber noch vielmehr die Belastung derselben bey dem Bewußtseyn meiner Unschuld. O wie oft bereuete ich schon bey dem langen Herumkreuzen mit den Seeräubern, den gefährlichen Schritt, der mich mit diesen Unmenschen vereinigte; aber noch nie hatte ich dazu mehr Ursache als jetzt. Wie gern hätte ich mich wieder in den Schatten der Bäume meiner Insel dahingestreckt, und an meinen Bockshörnern gekäuet; wie gern dem Concerte der Vögel beygewohnt; wie unverdrossen in der größten Sonnenhitze meine Arbeiten verrichtet, wenn ich mich nur dafür aus meiner gegenwärtigen Lage hätte befreyen können! — Freylich war mein Zustand auf der Insel nicht von der Art, daß ich damit hätte zufrieden seyn können, da in Zeit von 21 Monathen sich kaum die erste Gelegenheit zur Befreyung ereignet hat; und wer wäre mir Bürge dafür gewesen, ob ich je eine zweyte erlebet hätte? Indessen hat mich doch die Verwechslung mit der gegenwärtigen Lage gelehret, wie ungenügsam das menschliche

Herz sey. — Man lernt der Dinge Werth so oft erst durch den Verlust schätzen! — Als ich so unter der Last der Fesseln in marternden Empfindungen seufzte, und nur von dem baldigen Erfolge der peinlichsten Strafe träumte, brachten die Krieger auf dem Schiffe alles in Ordnung. Unser Schiff, weil es wegen verlornen Masten nicht nachsegeln konnte, wurde mit Stricken an das Kriegsschiff befestiget, und nachgezogen. Die Blessirten wurden verbunden. Der Herr Schiffkommandant Nahmens Mandor, der nun das Raubgesindel sehen wollte, kam auch an den Vordertheil des Schiffes, und betrachtete einen nach dem andern mit einem Blicke voll Ernst und Drohung. Ich, den das Bewußtseyn der Unschuld doch minder zaghaft machte, als es meine Kameraden bey Untersuchung ihres Wandels seyn konnten, warf mich zu seinen Füßen, und erzählte ihm in meiner Muttersprache die besondere Begebenheit, durch die ich dem Anscheine nach ein Seeräuber geworden war, um meine Unschuld zu betheuern. Er verstand mich nicht; aber der nahe stehende Schiffpater schien diese Erzählung sehr aufmerksam anzuhören, weil er etwas deutsch sprach. Diesem erzählte ich nun, so gut es meine Gemüthsverwirrung zuließ, meine ganze Unglücksgeschichte, setzte hinzu, wie sehr meine Denkungsart mit diesem schändlichen Lebenswandel contrastire, bath ihn meine Unschuld zu erkennen und mich zu schützen. Der Pater verdollmetschte dem Herrn Schiffkommandanten alles, was ich sagte, mit einer wichtigen Miene, und unterstützte mich dergestalt, daß mich

der Kommandant auf der Stelle entfesseln ließ; auch versprach mir Letzterer meine besondere Geschichte dem Herrn Admiral Angolo Emo so bald mitzutheilen, als er zu ihm kommen würde. Glücklich schätzte ich mich nun über die plötzliche Aenderung meines Geschickes, und dankte meinem Begnädiger mit ehrfurchtvollen Blicken aus innigst gerührtem Herzen. Ueber diese ausnehmende Freude hätte ich bald wieder mein ganzes Unglück vergessen; meine Phantasie beschäftigte sich mit reitzenden Bildern der Zukunft. Man unterschied mich auch auf der weitern Reise nicht nur in der Behandlung von andern Gefangenen, sondern auch, und vorzüglich in der Nahrung, in welcher die übrigen sehr karg gehalten wurden. Die Witterung war sehr angenehm und günstig, wir warfen nach einigen Tagen glücklich unsere Anker im Hafen Zante, wo das eroberte Räuberschiff ausgebessert wurde.

Zante ist eine der anmuthigsten und fruchtbarsten Inseln im mittelländischen Meere, hat bey 60 italienische Meilen im Umfange, und wenigstens 46,000 Einwohner. Die Alten hießen sie die Goldinsel aus dem Grunde, weil sie mit dem Korintenhandel und andern seltenen Produkten viel Reichthümer sammelten. Diese Insel wurde meiner Zeit von einem Proveditor regieret. Ihre 2 Häfen sind gut, nur wird jener gegen Norden öfters von dem Nordostwinde beunruhiget. Zwischen beyden Häfen ist ein langes Vorgebirg auf der Ostseite mit einem hohen steilen Berge, Scoppo genannt, worauf eine Kirche stehet. Rings

auf dem Lande herum sind bey 50 Dörfer, worunter einige bedeutend sind. Hier ist auch ein griechischer Bischof, weil die meisten Einwohner Griechen sind, und mehrere Moscheen so wohl in der Stadt, als auf dem Lande erbauet haben.

Ein griechischer Priester, der uns einige Seltenheiten zeigte, bestätigte uns die Sage des Volkes: daß hier Cicero's, und seiner Gemahlinn Terentia Antonia Grab sey, wovon aber kein deutliches Denkmahl, sondern nur Spuren eines wirklichen Grabes vorhanden sind; dann behauptete er auch, daß die heilige Veronica zuerst auf dieser Insel das Christenthum fortgepflanzet habe. Diese Insel ist theils gebirgig, theils eben. Die Erde bringt ohne Zuthun und Mühe der Menschen die vornehmsten Früchte, als: auserlesene Pfirsiche, Pomeranzen, Limonien, Melonen von besonderem Geschmacke und Größe; dann wird viel Korinten, Oehl, Baumwolle, nnd ein vortrefflicher Wein erzeuget. Doch bey allen Annehmlichkeiten hat diese Insel nur einen Fluß, Camura genannt, mit gesalzenem Wasser, weil er sich mit dem Meere vereiniget. Im sogenannten Salzthale wird viel Salz erzeuget. Auch sind hier einige Convente der Regularen, als: Prediger, Mönche, und Minoriten. Die Juden, deren Anzahl beträchtlich ist, haben ihre Sinagogen.

Die Hauptstadt ist alt, liegt in der Mitte der Insel, ist beyläufig mit 10,000 Menschen bevölkert, ohne Ringmauern, und wird nur von dem festen auf

der Höhe des Berges befindlichen Castelle, welches mit schwerem Geschütze versehen ist, gedecket. Die Häuser sind wegen dem öftern Erdbeben nieder, und größtentheils von Quadersteinen gebauet. So fruchtbar diese Insel in einigen Artikeln ist, so erzeugt sie doch wenig Getreide. Auch bestehet keine Zucht an Hornvieh, weil es hier an Weide mangelt, und die tragbaren Flecken zu andern mehr einträglichen Erzeugnissen verwendet werden. Es muß also so wohl das Getreide, als Hornvieh von benachbarten Orten eingeführt werden; hingegen erzeuget diese Insel an andern kostbaren schon oben erwähnten Artikeln einen solchen Ueberfluß, daß durch die Ausführung derselben beträchtliche Geldsummen einfließen; daher sind die Bewohner dieser Insel an Erwerbsquellen viel glücklicher, als auf andern Inseln.

Unter den Privaten stehen hier die Rechtsgelehrten und Mediciner im größten Ansehen. Die reichen Aeltern lassen sich daher kein Geld reuen, einen ihrer Söhne zu dieser Stufe zu erhöhen, und sollte er von den Vorzügen der Doktors Würde nur einzig den Nahmen davon tragen.

Die Weiber werden hier sclavisch behandelt, und bey dem mindesten Argwohn einer Untreue verstossen.

Die Bewohner dieser Insel sind zwar etwas höflicher, als auf andern levantischen Inseln, aber nicht minder raufgierig und mordsüchtig. Die muthwilligen

Burschen ziehen truppenweis gegen einander los. Wird einer im Zanke getödtet, was öfters geschieht, so herrschet zwischen des Ermordeten, und des Mörders Familie eine ewige unversöhnliche Feindschaft und Rache, welche letztere oft an einem an der That ganz unschuldigen Bruder oder andern Anverwandten auf die grausamste Art ausgeübet wird. Hier liegt der Körper des heiligen Dionisius unverwesen. Auch wollen die Griechen behaupten, daß der hiesige Berg Scoppo derjenige sey, auf welchem Christus die 5000 Menschen mit 5 Fischen, und 2 Gerstenbroten gespeiset habe. Um meine Neugierde zu befriedigen erstieg ich auch einst diesen Berg, auf welchem ich eine Kirche nebst den Wohnungen einiger Priester antraf, deren einer auch bald erschien, um mich zu fragen, zu welcher Religion ich mich bekenne? Zur griechischen log ich ihm die Antwort, mit dem Beysatze, daß ich ein geborner Grieche aus Dalmatien seye; allein ich mußte mich zum Beweise dessen, was ich sprach, bekreuzen, und einige griechische Gebeth-Formeln hersagen, in denen ich zum Glücke unterrichtet war. Als dieses geschehen, gab er mir zwey fast schon stinkende Fische mit einem Stück Gerstenbrot; und da ich schon spät hinaufgekommen war, blieb ich über Nacht bey dem Priester, der mich sehr gut bewirthete. Des andern Tages frühe nach genommenen Frühstücke, und erstatteter Dacksagung, eilte ich nach dem Hafen zurück, und entschuldigte mich bey meinen Vorgesetzten wegen meinem Ausbleiben über Nacht, worauf mir erwiedert wurde: es habe nichts zu bedeuten, wenn ich mich nur gut unter-

halten hätte. In diesem Hafen war ich unter andern Begebenheiten Augenzeuge eines schrecklichen Zufalles: Es stürzten sich eines heißen Tages mehrere Personen, die gut schwimmen konnten, vom Bord in die See, um sich wegen der großen Hitze ein wenig abzukühlen. Schon waren alle nach und nach, bis auf einen sehr guten Schwimmer wieder an das Verdeck herauf geklettert, als man plötzlich ein fürchterliches Geschrey hörte: Helfet mir! ich bin verloren! Wie schauderlich war der Anblick, als man nahe am Schiffe einen großen Fisch sah, den man an seinen aus dem Wasser hervorragenden spitzigen Floßfedern für den fürchterlichen Raubfisch Cagnia erkannte, der mit dem unglücklichen Schwimmer unter das Wasser verschwand. Alle staunten über den schrecklichen Fall, und manchem ist in Zukunft vor dem gähen Abkühlen die Lust vergangen; ich aber freute mich, nicht unter den Schwimmern gewesen zu seyn, weil der Cagnia durch meine Person gewiß um eine Portion mehr genossen hätte.

Dieses Seeungeheuer ist das grausamste, und für Menschen, auf die es hauptsächlich lauert, das gefährlichste im Meere. Wegen Kostbarkeit der Haut werden oft einige von den Schiffen erschossen, und nicht ohne Lebensgefahr an das Land gebracht, wobey ich Gelegenheit hatte, welche zu sehen, die ich mit Entsetzen betrachtete.

Der größte den ich sah, war 20 Fuß lang, und 3 bis 4 dick; nun läßt sich von seiner Größe auf die

Schwere urtheilen. Man sagt, daß, wenn dieses Ungeheuer sein gewöhnliches Alter von 10 Jahren erreichet, es zu einer so fürchterlichen Größe anwüchse, daß es über 100 Zentner wäge. Sein Rachen ist so groß, daß er damit einen Menschen ganz versteckt, ohne noch den Schlund zu berühren; er ist mit 7 Reihen sägeförmiger Zähne bewaffnet, deren man gegen 400 zählet, welche mit den Spitzen ein- und auswärts stehen; die vordern sind über 2 Zoll lang, und fast eben so breit, die einwärts gegen dem Schlund allmählig kleiner werden, bis sie sich gänzlich verlieren. Auf jeder Seite des Kopfes hat er fünf Luftlöcher; am Rücken eine große spitzige Floßfeder, mit welcher er die Menschen im Wasser ersticht. Er besitzet eine außerordentliche Stärke im Vordertheile, wie auch einen äußerst feinen Geruch, so, daß er Stunden weit Fische und todte Menschen wittert. Seine Farbe ist hellgrau, er hat keine Schuppen, sondern wie schon erwähnet, eine sehr schöne glatte Haut, die um hohes Geld verkauft wird. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen in Zante, verfolgten wir mit frischen Lebensmitteln versehen, unsere Reise nach Corfu. Nur ein kleiner Nordsturm, der uns an unserem Laufe hinderte, jedoch ohne böse Folgen war, dürfte noch erwähnet werden. Uebrigens haben wir ohne weiterem Anstoß Corfu erreichet. Die venezianische Flotte lag hier vor Anker, an deren Spitze sich das Admiralschiff durch seine Flaggen, welche vor- und rückwärts und an dem Gipfel des Mittelmastes flatterten, stolz unterschied. So bald unser Schiff geankert hatte, wurden wir auf das Admiral-

miralschiff gebracht, wo nun wegen der besiegten Seeräuber die genaueste Untersuchung geschah, und jedem verhältnißmäßig der Lohn seiner Handlungen bestimmt wurde. Niedergeschlagen bestieg der vornehmste aus allen Bösewichten, oder unser vormahliger Räuberhauptmann das Bord des Admiralschiffes, die übrigen als seine vormahlige Untergebene folgten ihm mit ängstigem Gewissen nach. Auch ich schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Da der Admiral Angolo Emo durch unsern Schiffcommandanten Mandor bereits von meinem Schicksale unterrichtet worden war, so wurde ich der erste vorgerufen. Es waren einige Deutsche auf dem Admiralschiffe, unter andern ein Hautboist, der mir den Dienst eines Dollmetschers erwies. Ich wurde befragt, wie lange ich mit den Räubern herumgestreift, was indessen vorgefallen, wo wir überall gewesen, und ob in der Zeit meines Aufenthalts bey ihnen kein Raub begangen worden sey? Ich erzählte alles, so genau ichs vermochte und fügte weinend hinzu: daß ich mich aus freyem Willen nie zu dieser schändlichen Lebensweise entschlossen, und während der Zeit meines gezwungenen Aufenthalts bey ihnen immer den Vorsatz gehabt hätte, bey erster Gelegenheit, als wir irgendwo ans Land kommen sollten, zu entlaufen, und in mein Vaterland zu wandern. Hierauf wurden die Räuber gleicher Maßen meinetwegen befragt: ob sie wider meine Entschuldigungsgründe nichts einzuwenden hätten? Auch diese waren so redlich, die Wahrheit zu gestehen, und meine eigene Aussage zu unterstützen. Es nahm mich sehr Wunder, daß sie nicht aus neidischer

Schadenfreude, die diesem Gesindel sonst so eigen ist, meine Unschuld läugneten.

Bald wurde mir der Bescheid gegeben, daß, da während der Zeit, die ich mit den Räubern zubrachte, kein Raub begangen worden, und ich nicht aus freyem Entschluß, sondern, um von meinem einsamen Orte befreyt zu werden, nothgedrungen unter sie gerathen sey, ich für unschuldig erkläret, und meinem weiteren Fortkommen kein Hinderniß gelegt werde. Wie dankte ich nun der Vorsicht, die den Fall eines Raubes unmöglich gemacht, und mich so von der Mitschuld dieser Missethäter befreyet hatte. Indessen hätte die Sache gewiß nicht so gut geendet, wenn die Räuber nicht so aufrichtig gewesen wären, mit mir gleich auszusagen. Vielleicht hatten sie es überleget, daß eine Lüge ihre eigene Strafe um kein Haar gemildert hätte, da sie alle zur Galeere verurtheilt wurden. Auf dieser mußten sie, jedoch mit Unterschied der Zeit, je nachdem es ein jeder verdient hatte, Paarweis ans Ruder geschmiedet, unter sclavischer Behandlung ihre Bosheit büßen. Der Räuberhauptmann aber, obschon er der erste und wichtigste Bösewicht aus ihnen war, soll sich doch besser aus der Brühe gezogen, und dem Vernehmen nach, durch den großen Reichthum seines väterlichen Hauses in Corsica, von der wohlverdienten Strafe losgekauft haben; worauf er unter dem Vorwande einer nächtlichen Flucht entlassen wurde.

Zehntes Capitel.

Leonhard Eisenschmieds Entschluß Soldat zu werden. Beschreibung von Corfu und den griechischen Sitten.

Nachdem ich nun vor allen Anwesenden für unschuldig erkläret und freygesprochen wurde, fragte man mich: ob ich nicht freywillig venezianische Dienste nehmen wollte; nur so lang, setzte man hinzu, als der gegenwärtige Krieg zwischen der Republik und dem tunischen Reiche dauern würde? Ich bath um einige Bedenkzeit, nach welcher ich mich bestimmt zu erklären versprach. Diese wurde mir gern zugestanden. Da ich nie Neigung zu diesem Stande hatte, so war der Entschluß nicht so leicht. Unterdessen empfingen mich die anwesenden Deutschen mit vieler Freundlichkeit, und überhäuften mich mit Speisen und Getränken. Nachdem sie ein und anders mit mir gesprochen hatten, kamen sie endlich auch auf die Frage: was denn wohl jetzt mein

Plan wäre? welchen Weg ich etwa zu meinem künftigen Glücke einzuschlagen gedächte? Ich weiß selbst nicht, was in meiner Lage das Klügste wäre, war meine Antwort. Wir sehen Ihnen die Verlegenheit an, fuhren sie fort, daher wäre unser wohlgemeinter Rath, wenn Sie hier Kriegsdienste nähmen. Sie sind noch sehr jung, und können durch gute Aufführung und Geschicklichkeit, bey den gegenwärtigen Gelegenheiten des Krieges mit Tunis, noch Ihr Glück machen; was bleibt Ihnen wohl sonst übrig? Um in Ihr Vaterland zurückzukehren, brauchen Sie Geld; allein aus Ihrer Erzählung läßt sich leicht schließen, daß Sie keines haben. Oder glauben Sie vielleicht hier beym Civile unterzukommen? Sie verstehen ja die Landessprache nicht, diese würden sie da noch mehr, als unter der Fahne vermissen. Ich fühlte diese Vorstellungen meiner Rathgeber leider nur allzu gegründet; allein, meine Aeußerung darüber suchte ich so viel möglich abzulehnen: denn sich zu der mühseligen Lebensart eines venezianischen Matrosen zu entschließen, war wirklich ein zu bedenklicher Schritt, als daß man nicht zuvor alle Auswege hätte versuchen sollen. Ich verließ meine Landsleute, um in der Stadt einen Menschenfreund aufzufinden, der mir so lang Unterkunft geben möchte, bis ich in mein Vaterland schreiben, und von meinen Anverwandten Unterstützung zur Heimreise erhalten könnte. Ich ging in alle Handlungshäuser, weil ich da noch ehe, als bey den Professionisten Hülfe zu erhalten hoffte; traf unter den ersteren auch manchen Italiäner an, dem ich mein Elend kla-

gen wollte; allein ich fand nicht nur keinen mitleidigen Menschen, sondern mußte mich auch manchmahl gar hurtig aus dem Staub machen, um keine Mißhandlung erdulden zu müssen. Aber welche Ansprüche auf Achtung und Zutrauen konnte ich wohl in meinem elenden Anzuge machen? Barfuß, in einem lumpichten langen Matrosenbeinkleide, die Schulter mit einigen Fetzen von jenem von den Seeräubern erhaltenen Jäckchen bedeckt, mit einem durchlöcherten Hut mußte ich in der Stadt einhergehen; wahrlich kein empfehlendes Aussehen für einen Unbekannten, für den noch überdieß niemand ein gutes Wort sprechen will. Ich kehrte wieder auf das Schiff zurück, um einen Paß in mein Vaterland zu begehren, mit dem Entschlusse, mich durch Handarbeit von Orte zu Orte fortzubringen, und warf mich in dieser Absicht dem Schiffscommandanten zu Füßen, damit sich dieser bey dem Admiral für mich verwenden möchte; aber vergebens war auch diese meine letzte Bemühung; er ließ mir durch den Pater sagen: daß er mir dießfalls zu nichts behilflich seyn könne. Traurig ging ich nun hinweg, mich meiner Schwermuth vollends zu ergeben — und weinte. — Nach langem Hin- und Hersinnen wurde doch, nach meiner damahligen Ueberlegung aus mehreren Uebeln das kleinste, aber leider! nach trauriger Erfahrung — das größte gewählet: Ich ließ mich als venezianischen Matrosen anwerben, und ward sogleich auf ein Kriegsschiff, Nahmens Gallatra, gesetzet.

Nun muß ich meine Geschichte ein wenig unterbrechen, um von dieser berühmten Insel und den griechischen Sitten das Vorzüglichste mitzutheilen.

Corfu, eine Insel am Eingange des adriatischen Meeres, auf der Küste von Niederalbanien, hat einen Flächeninhalt von beyläufig 580 italiänischen Quadratmeilen, und ist wenigstens von 70,000 Menschen bewohnt. Sie hat 2 berühmte Vorgebirge: eines gegen Norden, das andere gegen Südost, und ist 175 Meilen von Venedig entfernet. Es befinden sich da nebst einer Hauptstadt gleiches Nahmens ungefähr 90 Flecken und Dörfer, die in Districte eingetheilt, und nicht sehr bevölkert sind. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Griechen, einigen Juden, und Venezianern; wovon sich aber die ersteren im Betrug, Aberglauben und Falschheit besonders auszeichnen.

Die Luft ist nicht ungesund; nur die abwechselnde Witterung von Hitze in die Kälte, verursacht mehrere Krankheiten. Die Erde ist fruchtbar, und erzeugt vorzüglich gute Weine, treffliches Oehl, Pomeranzen, Limonien, Feigen, Granadäpfel, dann andere Baumfrüchte; aber nur weniges Getreide. Die Zucht vom Hornvieh gewährt wegen Mangel an Weide keinen Vortheil; aber Schafheerden und Ziegen sind nicht selten zu finden. Wenn das nahe Albanien an Hornvieh und Getreide nicht einen Ueberfluß hätte, würde Corfu an diesen Artikeln einen Mangel leiden. Der Fischfang ist hier ergibig, und liefert die besten Gat-

tungen Fische, die immer um geringe Preise zu haben sind. Diese Insel wird von mehreren Flüssen bewässert; aber der sogenannte Fluß Mensogni, der beym Vorgebirge entspringt, und sich ins Meer ergießt, ist der größte und fischreichste Fluß auf dieser Insel. Außer den Oliven und andern Fruchtbäumen, wächst kein Holz; daher muß das Bau- und Brennholz von Albanien geliefert werden.

Die Stadt gleiches Nahmens ist groß, liegt fast in der Mitte der südlichen Küste, und wird mit festen Mauern, zwey Festungen, nähmlich der alten gegen Ost, und der neuen gegen West, deren jede mit Geschütze und Besatzung versehen ist, geschützet. Die vorzüglicheren Gebäude bestehen in dem Pallaste des Provedidors, in dem ganz regelmäßigen Zeughause, in dem allgemeinen Krankenspitale, welches einige hundert Kranke unterbringen kann, die aber wegen der schlechten Anstalt meistens verdorben sind, in einigen Häusern der fremden Consuls, dann in verschiedenen Kirchen. Auch befinden sich hier 2 Franziskanerklöster, mehrere griechische Männer- und Frauenklöster, eine römischkatholische Kathedralkirche, sehr viele griechische Kirchen und 2 Synagogen. Die Stadt liegt zwischen 2 Vorstädten, deren eine bey 600, die andere bey 800 Häuser haben möchte. Die Bevölkerung der Stadt sammt Vorstädten beträgt wenigstens 20,000 Menschen.

Der Hafen ist groß, bequem, und fischreich; nur der Nordwind drohet oft in gewissen Jahrszeiten den geankerten Schiffen.

Hier ist ein römischkatholischer Erzbischof als Oberhaupt der katholischen, und ein griechischer Protopope, als Oberhaupt der griechischen Kirche. Die griechische Hauptkirche ist schön und mit vielem Reichthum gezieret. In einer griechischen Kirche liegt unverwesen der Körper des heiligen Spiridions, eines hiesigen Bischofes, welchem die Kirche geweiht ist. Die Griechen verehren ihn zwar hoch, aber doch bey jedem widrigen Zufalle, oder wenn er mit seiner Hülfe etwas saumselig ist, so fluchen sie auch ihrem Heiligen; allein sie bereuen auch ihre Vermessenheit auf der Stelle wieder, strafen ihr Lästermaul mit einigen derben Handstreichen, die sie sich selbst auf dasselbe geben.

Dieser heilige Körper wird des Jahres viermahl in solenner Prozession in und um die Stadt getragen; Militär und Civil erscheinet dabey in großer Galla; die feyerliche Kanonade der Griechen nimmt an diesem Tage kein Ende. Von den entferntesten Inseln kommt das Landvolk haufenweise herbey. Sie tragen diesen Heiligen deßwegen herum, daß er die Stadt vor feindlichen Angriffen beschützen möge. Zu diesem Glauben hat folgende Geschichte Anlaß gegeben. Es rückte im vorigen Jahrhunderte eine türkische Seemacht an, diese Stadt zu belagern. Ein deutscher General mit Nahmen Schulenburg, der hier die Truppen commandirte,

hat durch seine kluge Anstalt dem Feinde tapferen Widerstand geleistet, und ihn mit großem Verluste wieder abzusegeln genöthigt. Nun schrieben die Griechen diesen Sieg dem heiligen Spiridion zu, mit dessen Beystand er durch ein Mirakel erfochten worden sey. Dessen ungeachtet wurde diese feste Stadt im Monathe Junius 1797 ohne einen Schuß zu thun, erobert, wobey ihr heiliger Spiridion kein Mirakel zu wirken geneigt war. Die Einwohner erzählen: man habe vielmahl versuchet diese Relique nach Venedig zu übertragen; es habe aber allzeit dieser Heilige allerhand Hindernisse in den Weg geworfen, und daher genugsam zu erkennen gegeben, daß ihm diese Luftveränderung nicht gefällig wäre. Die Festtäge, als: Weihnachten, Ostern und dergleichen werden nach der griechischen Zeitrechnung immer um 11 Tage später gefeyert. Ihr größtes Fest, das sie das Jahr hindurch feyern, ist der Tag der heiligen 3 Könige, an dessen Vorabend man nach ihrer Meinung trefflich zaubern kann. Der griechische Protopope hat bischöfliches Ansehen, und trägt einen rothen Habit, die übrigen Priester aber sind schwarz gekleidet.

Das Oberhaupt war meines Hierseyns ein Patrizio aus Venedig, dem alle Vorsteher der übrigen venezianischen Inseln, die man Provedidores nannte, unterworfen waren. Dieser Erstere hatte so wohl in Militär- als Civilangelegenheiten zu walten, und nannte sich General zu Wasser und zu Lande. Er regierte nur 3 Jahre, nach welchen er die Regierung

niederlegen, und solche einem andern aus Venedig dazu bestimmten einräumen mußte. Ein gleiches geschah auch mit den Provediboren oder Patriziern auf andern Inseln. Bey dem Antritte seiner Regierung empfingen ihn die Einwohner mit großen Ehrenbezeugungen. Er kam vom hiesigen Adel begleitet zu Fuß, aus dem Pallaste, ging zuerst in die katholische Domkirche, und dann in die griechische, wo er den Eid ablegte: Gerecht zu handeln. Die Juden wurden dazu aufgefordert, den ganzen Weg mit Teppichen zu belegen, daß er ja nicht mit dem Fuße die blosse Erde berührte. Alles Militär war in größter Parade, und auf den im Hafen liegenden Kriegsschiffen wurden viele Freudenschüsse gemacht.

Hier kann Jedermann ohne ein Gewerb zu haben, seinen Handel nach Belieben treiben. Die Juden, welche trotz den Griechen ihren Handel mit dem besten Fortgange treiben, werden von den letzteren immer verfolget, und schlecht angesehen.

Der größte Theil der hiesigen Bewohner sieht das Morden als eine Heldenthat, und Genugthuung des Beleidigten an; dessentwegen hier alles mit Waffen, als: Pistolen, Degen, oder Stilleten versehen ist. Nicht selten hört man bey der Nacht Pistolenschüsse, und oft findet man des Morgens erschossene, und erstochene Leichen. Der Landmann lebt hier äußerst schlecht, seine Hauptnahrung bestehet in allerhand grünen Speisen, welche er mit Oehl zubereitet. Diese karge Lebens-

art gründet sich nicht so viel auf wirkliche Armuth, als auf die Vorsicht: im Falle eines verübten und entdeckten Mordes vorräthiges Geld zu haben, um sich von der Strafe loskaufen zu können. Im Handel und Wandel sind die Griechen von den Juden wenig unterschieden: sie sind untreu, falsch, verschlagen, betriegerisch in Maß und Gewicht, wortbrüchig, und zu den niederträchtigsten Handlungen aufgelegt. Um ein kleines Geld verüben sie oft den Meuchelmord gegen einen Unschuldigen, wenn nur dessen Tod zu dem mindesten Vortheil eines andern beyträgt. Ihr Religionseifer ist in vielen Stücken lächerlich; sie halten ihre Fasttage so streng, daß sie sich an solchen sogar den Genuß des Oehls, und jener Fische, die Blut haben, versagen. Nur Muscheln, Kräuter mit Limoniensaft, Oliven, Cariari, Callamari, Scheppen, Siebenschwänze, Meerkrebse, und derley Fische dienen ihnen an solchen Tagen zur Nahrung. Der Genuß, oder nur das Verkosten der Schildkröten, Frösche, Schnecken, ist bey ihnen schon ein außerordentliches Verbrechen, indem der Mensch, der davon äße, nicht würdig wäre, in das Gotteshaus einzutreten. Sie geben ihren Kirchen reiche Almosen, und halten ihre Priester in Ehren, welche verheirathet sind, ja vorher gar nicht Priester werden können, als sie ein Weib haben.

Die Weiber der Griechen haben eben nicht das beste Schicksal; denn der geringste Verdacht einer Untreue jagt den Mann sogleich in Harnisch; wo er dann sein Weib auf die unmenschlichste Art mißhandelt, und

den vermeinten Nebenbuhler, wenn er auch vorher sein bester Freund gewesen wäre, meuchelmörderisch das Leben raubt. Die Weiber der Priester unterscheiden sich von andern Weibern dadurch, daß sie ein schwarzes Tuch um den Kopf gewunden tragen, welches sie Papadia nennen.

Bey dem Anfange eines jeden Geschäftes bekreuzet der Grieche vielmahl die Stirne und Brust, besonders ehe er aus dem Hause gehet. Niemand von den Griechen wird auch seinem Vertrautesten frühe Morgens etwas auf Borg geben, ehe er Geld gelöset hat, mit welchen er sich dann einigemahl andächtig bekreuzet; welches Ceremoniel er Zirico nennet. Als ich einst hierüber um die Ursache fragte, gab man mir zur Antwort: daß man des Tages wenig Geld lösen würde, wenn man ehevor einem etwas auf Borg gegeben hätte. Ich wollte einem Griechen begreiflich machen, daß dieß ein Aberglaube sey; allein er hieß mich einen Unglaubigen, da ich mich unterstünde, eine längst erwiesene Wahrheit zu verwerfen. Sie müssen ihre Priester für Beicht und Lossprechung ihrer schweren Last von Sünden nach Maß ihres Vermögens bezahlen. Dieses mag für die Kargen und Geitzigen ein wirksamer Abhaltungsgrund vom Bösen seyn.

Einst reitzte mich die Neugierde in eine griechische Kirche auf dem Lande zu gehen. Der Priester hielt eben die Lythurgie. Ich stand neben einem erwachsenen Landmann um seine Andacht zu behorchen, die einzig

in dem bestand: daß er einen Heiligen nach dem andern, deren Nahmen er auswendig wußte, mit andächtigen Geberden anrief, bey jedem sich bekreuzte, und das Wort Kyrie eleison (Hülf mir!) beysetzte. Nach vollendeter Lythurgie gingen die Glaubigen zum Abendmahl.

Die Griechen sind große Liebhaber von vielen Kirchen; sie setzen aber in dieselben keine Statuen der Heiligen, und haben nur einen Altar, der von oben bis unten von gemahlten Bildern strotzet, wo bey einer großen Funktion vor einem jeden ein Licht brennt. Die Priester auf dem Lande, die nicht reich sind, arbeiten auf ihrem Felde wie die übrigen Landleute; sie schämen sich des Pfluges und der übrigen knechtlichen Arbeiten nicht; sie umgraben ihre Weingärten, und treiben des Abends ihre Maulthiere, oder Esel mit Holz beladen nach Hause. Der croatischen Nation sind sie mehr als der italiänischen zugethan, und vorzüglich aus dem Grunde: weil die Croaten, oder wenigstens die meisten, gleichwie sie, den Genuß der Frösche, Schildkröten und Schnecken verabscheuen, die Italiäner hingegen diese unter ihre Leckerbissen zählen. Ich befand mich einst unter vielen Griechen in einer Weinschenke, als zwey Italiäner vom Militär rasch in die Stube traten, welche einen großen Teller voll Frösche mit herein brachten. Ich lachte, als alle um mich sitzenden Griechen, sobald die Italiäner ihre Frösche auf den Tisch stellten, plötzlich aufstanden, fast auf den Teller hinspten, ihre Zeche zahlten, und eilends die Schenke

verließen. Als die Italiäner sich ihre Frösche schmecken liessen, und Wein verlangten, so wurde ihnen auch selber vom Wirthe versagt, bis sie auf langes Zudringen einen eigenen Krug, der hernach vertilget wurde, bezahlten.

Die Einwohner tragen größtentheils Mützen am Kopfe, kurze Röckchen, lange weite Beinkleider, einen Gurt um den Leibe, Schuhe und Strümpfe; die Haare lassen sie sich wachsen, und flechten selbe; dann sind sie stets bewaffnet, und tragen einen Knebelbart. Die Frauenzimmer tragen ein Corset, einen Rock, hohe Schuhe, die fast den Bundschuhen gleichen. Ihr Kopfputz bestehet in einen feinem Tuche, welches sie gut anzubringen wissen. Auf dem Lande trägt man sich fast auf gleiche Art, aber in jedem Dorfe etwas verschieden.

So viel von der griechischen Nation und ihren Sitten im Allgemeinen, woraus jedoch nicht zu folgern ist, daß es nicht auch redliche, bescheidene, und wohlthätige Menschen darunter gäbe, wie ich selbst im 2ten Theil 17ten Capitel edle Züge eines griechischen Priesters, jedoch nur als eine Seltenheit aufstellen werde. Man will behaupten, daß der Verräther Jesu, Judas Iscariot aus einem nicht weit von der Stadt Corfu liegenden Dorfe, dessen Nahmen ich vergessen, geboren gewesen sey. Ich ging einst an einem Sonntage in dieses Dorf spazieren, und überzeugte mich daselbst von der Wahrheit eines Umstandes, der mir öfters

gesagt, jedoch von mir nicht geglaubt wurde, nähmlich: daß die Bewohner dieses Dorfes größtentheils rothe Haare haben, und ein elendes rohes Gesindel sind. In der Stadt ist weder ein Fluß noch Brunnwasser vorhanden, wohl aber befinden sich da viele Zisternen, welche im Winter mit Regenwasser angefüllet werden; allein auch dieses ist nur zur Zeit eines anhaltenden Regens dem beliebigen Gebrauche freygestellt; so bald dieser vorüber ist, werden die Zisternen gesperrt, des Tags nur ein Mahl geöffnet, und den umliegenden Partheyen das Regenwasser vorgemessen. Vor der Stadt hingegen findet man in Zisternen immerfort das beste Wasser, welches auf Eseln und Maulthieren herbeygetragen und verkauft wird. Durch diesen Wasserhandel ernähren sich über 100 Familien. Sechs italiänische Meilen von hier am Ufer liegt ein Arsenal, wo man die Kriegsschiffe ausbessern, aber keine neue bauen kann.

Da übrigens Corfu dermahlen in einer ganz anderen Verfassung ist, so wird das Wichtigste hievon im 2ten Theile 25ten Capitel, als an seinem schicklicheren Orte vorkommen.

Eilftes Capitel.

Seereisen mit dem venezianischen Gesandten. Beschreibung der Insel Milo, der zerstörten Stadt Troja und der Insel Tenedo.

Nach 2 Monathen meines hierortigen Aufenthaltes segelte der Herr Admiral Angolo Emo, nebst einigen Linienschiffen und Fregatten, aus diesem Hafen ab. Das Schiff Gallatra, auf dem ich mich befand, mit noch mehreren anderen Kriegsschiffen war commissionirt, so lang zu warten, bis der Gesandte von Venedig Nahmens Bailo, der an die Pforte in geheimen Angelegenheiten zu reisen abgeordnet war, hier ankommen würde, um solchen zu begleiten. Er kam bald mit 2 Kauffahrtheyschiffen, die mit seiner Bagage beladen waren, an. Die Stadt empfing ihn mit vielen Ehrenbezeugungen und Salve-Schüssen. Indessen machten wir Anstalten zu einer baldigen Abreise.

Bald war das Schiff hinlänglich verproviantirt, auch sonst alles in gehöriger Bereitschaft. Er bestieg das Kriegsschiff unter 21 Kanonenschüssen, welches die folgende Nacht mit den beyden Kauffahrtheyschiffen unter schwachen aber günstigen Winde unter Segel ging. Die Witterung war sehr angenehm, aber zu stille, so daß wir viele Tage bis zur Erreichung der Insel Zante zubrachten; wo wir nun den Admiral mit etlichen Schiffen geankert antraffen. Er empfing uns mit 21 Kanonenschüssen, die wir mit eben so vielen erwiederten. Den folgenden Tag kam der Admiral auf unser Schiff, den Gesandten zu besuchen, und kehrte nach einem langen Gespräche wieder auf sein Bord zurück. Der Gesandte führte einen großen Staat, daher mußte das Schiff hier wieder mit neuen Lebensmitteln versehen werden. Dieß geschah, und die Reise wurde weiter nach der Levante fortgesetzet. Es hatten uns unterwegs viele Kauffahrtheyschiffe von verschiedenen Nationen begegnet, welche alle ihre Päffe auf der Stelle aufweisen mußten, wenn sie nicht unsere Kugeln versuchen wollten. Die Fahrt war glücklich. Nur ein eben nicht gefährlicher Sturm war die Ursache, daß wir auf der Insel Milo ankern mußten, weil der Gesandte sehr furchtsam war, und bey jeder kleinen Senkung des Schiffes Gefahr ahndete. Hier starben uns zwey Mann, die nach Aussage unsers abergläubigen Arztes an der Contramonaza ihr Leben verloren haben sollen, und welche vor ihrem Ende das Bekenntniß eines in einer griechischen Kirche begangenen Raubes öffentlich ablegten. Was aber die Contramo-

Bayerische Staatsbibliothek München

naza seye, werde ich zu seiner Zeit im 2ten Theil 16ten Capitel erklären.

Milo ist eine Insel im Archipelagus gegen Norden der Insel Candia, fast rund, hat bey 60 Meilen im Umfange, und einen der größteu und bequemsten Häfen im mittelländischen Meere, der allen Schiffen, die nach der Levante gehen, oder von da zurückkommen, als ein Zufluchtsort dienet. Hier sind verschiedene Mineralien, als Eisen, Schwefel, Salz, Alaun, zu finden. Die Erde ist fruchtbar, und erzeugt allerhand Baumfrüchte, besonders aber feine Baumwolle, köstlichen Wein, wie auch Getreid. Die Ziegen, deren Zucht hier beträchtlich ist, geben, weil sie eine besonders gute Weide haben, eine zur Erzeugung des Käses vortrefliche Milch.

Auch sind hier öffentliche von Natur warme Gesundheitsbäder, die von den Griechen stark besuchet werden. An der Nordseite befinden sich zwey kalte salzichte Sauerbrunquellen, welche nach dem Genuße ein plötzliches Abweichen verursachen. Man findet mehrere Höhlen und Oeffnungen von Felsen, die von unterirdischen Dampfe so heiß sind, daß man nicht eine kurze Zeit darin verweilen kann.

An Wildbrät, Fischen, Meerigeln, guten Austern, u. d. gl. ist hier ein Ueberfluß. Die Luft ist ungesund, und überfällt die Bewohner oft mit gefährlichen Krankheiten. Die Einwohner sind Griechen und Türken.

Die Obrigkeit, die aus einem türkischen Pascha und einigen subalternen Beamten bestehet, beschäftiget sich größtentheils mit Einhebung der Steuern für die Pforte, und überlaßt die Sicherheit und Ordnung seinem freyen Lauf. Das geistliche Oberhaupt ist ein griechischer Bischof, mit einigen griechischen Priestern, und hat viele Kirchspiele unter sich, wo sich überall ein Pope befindet.

Die Stadt liegt östlich, bestehet aus gut gebauten, meistens zwey Stock hohen Häusern, und ist wenigstens mit 8000 Menschen bevölkert. Unter mehreren Klöstern befindet sich ein christliches Kloster hier, welches viele Christensklaven aus der Barbarey befreyet, und sich mit der wälschen Sprachlehre für die Jugend unterhält.

Kaum sah ich das Merkwürdigste dieser Insel, als sich ein guter Wind einstellte, mit welchem wir weiter segelten. Die unbeschreibliche Menge bewohnter und unbewohnter Inseln und Felsen machten uns die Schifffahrt in diesen Gewässern höchst gefährlich. Die Witterung war wechselweise bald ganz stille, bald erhob sich ein kleiner Wind. Wir mußten fest am Ufer der durch die griechische Belagerung, und Zerstöhrung der bekannten Stadt Troja in Kleinasien einen ganzen Tag Windstille feyern. Ich betrachtete mit besonderer Aufmerksamkeit den großen Umfang ihrer Ruinen. Die Ringmauern sind noch sehr kennbar, innerhalb welchen ungeheure Steinhaufen zu sehen sind. Unser Capitän war mit seinem Fahrzeuge an das Land

gegangen, und hatte bey seiner Rückkunft zwey Stücke des feinsten Marmors von einer zertrümmerten Säule mit sich gebracht.

Den folgenden Tag erhob sich ein Wind, mit dem wir fort segelten, und den Hafen Tenedo auf dem griechischen Archipelagus mit einer Stadt gleiches Namens erreichten. Der Erbauer dieser Stadt soll Tenes geheißen haben, dessen Bildsäule vorlängst von einem Feinde bey der Eroberung der Stadt soll weggeschleppet worden seyn.

Diese Insel hat bey 20 Meilen im Umfange, ist außer der Stadt nicht viel bevölkert, ob sie gleich fruchtbar ist, und den besten Wein nebst allen andern Bedürfnissen erzeugt. Die Einwohner sind Türken und Griechen, und besonders ernsthafte Leute, die sich mit dem Seiden- und Baumwollenhandel Vermögen machen. Der geistliche Vorsteher ist ein griechischer Bischof, der weltliche ein Türk mit einigen Untergeordneten Beamten, auch ist stäts ein Consul hier.

Die Stadt ist schön, und wohlgebauet, mit vielen Alterthümern und Ruinen der überstandenen Kriege bezeichnet, und möchte bey 6500 Einwohner haben, unter welchen es sehr schöne wohlgewachsene Frauenzimmer gibt. Der Hafen ist schlecht, und dem Wind freygestellt.

Als die Türken erfuhren, daß sich auf unserem Schiffe der Gesandte von Venedig befand, so wurde es mit großer Ehrfurcht empfangen, und bey unserer Ankunft und Abreise mit 5 Kanonenschüssen beehret. Der Consul kam von den Großen der Stadt begleitet auf unser Bord, seine Aufwartung zu machen. Da aber hier kein sicherer Hafen ist, und der Gesandte furchtsam war, so mußten wir uns von da bald entfernen, und warfen unsere Anker in einer kleinen Entfernung von den Dardanellen. Ich muß hier anmerken, daß wir mit unserm Kriegsschiffe nun nicht weiter im Canale von Constantinopel fortrudern durften, weil im Friedensschlusse der vorigen Jahrhunderte zwischen der Pforte und der Republik Venedig bedungen worden ist, daß kein venezianisches Kriegsschiff weiter als bis hieher ankommen dürfe; wohl aber durften es Kauffahrtheyschiffe, wenn sie auch mit Waffen versehen waren. Der Gesandte bestieg daher eines von unsern Kauffahrtheyschiffen, und segelte im Canale fort. Seinen Abschied feyerten wir mit 21 Kanonenschüssen. Die Dardanellen sind 2 berühmte Schlösser, welche die Meerenge zwischen Europa und Asien bestreichen, und der Schlüssel von Constantinopel sind. Das eine liegt auf der Halbinsel, der thrazische Chersonesus genannt, und das andere gerade gegen über in Asien. Es sind aber nach der Zeit 2 neue Schlösser tiefer hinunter gegen Süden, als die eigentlichen heutigen Dardanellen angelegt worden, wo alle aus dem Archipelagus kommenden Schiffe durchsuchet werden.

Der Herr Gesandte Ballo hatte uns vor seiner Abreise commissionirt, nach dem Hafen Tenedo zu segeln, und allda auf seine Rückkunft zu warten, falls wir aber da wegen Wind nicht sollten bleiben können, in einem andern nahen Hafen zu ankern. Auf der ganzen Rückreise hat sich nichts Merkwürdiges zugetragen, als daß wir bey nächtlicher Weile aus Nachlässigkeit des wachhabenden Seeoffiziers an das Land stießen, und beynahe gestrandet hätten. Die Nacht war heiter, auch der Wind ingsgemein ganz sanft, so, daß wir jeden Segel aufspannen konnten. Der wachhabende Seeoffizier als ein elender Kerl versah die Richtung des Laufes; das Schiff wurde unvermuthet erschittert, daß jeder, der nach überstandener Wachzeit der süßesten Ruhe genoß, von seinem Schlummer aufgedonnert wurde.

Die wachbare Mannschaft am Verdecke rief mit fürchterlichem Geschrey: Wir sind ans Land gestoßen!,, Alles sprang auf, und gerieth in äußerste Bestürzung, weil wir die Lage nicht kannten, in der wir uns befanden. Die Segel an den Masten flatterten mit wildem Geräusche, manche doch nur kleine Welle schlug an den Bord. Man zog die Segel schleunigst ein, warf alle Fahrzeige auch das große Boot ins Meer, um die Beschaffenheit der Lage zu erheben. Es fand sich nun, daß der Vordertheil des Schiffes nicht vier Klafter vom trocknen Lande entfernet war, nun minderte sich auch zum Theil unsere Angst; weil wenn bey dem Umstande das Schiff auch zu Trümmern gegangen wäre, welches aber bey so sanfter Witterung nicht zu befürchten war, doch jeder sein Leben hätte

retten können. Der Schiffscapitän und Commandant geriethen durch das Geschrey in die größte Verwirrung, weil sie sich eine viel größere Gefahr vorstellten; die Mannschaft aber rief mit kläglicher Stimme einen Heiligen nach dem andern um Hülfe an. Mit Sehnsucht harrten wir auf den Anbruch des Tages. Kaum graute er, als wir uns an einer hervorragenden Landspitze nun fest genug stecken sahen. Der Capitän war verlegen, weil er nicht ohne Grund Ahndung zu befürchten hatte, wenn das ihm anvertraute Schiff hier so muthwillig zu Grunde gehen sollte. Er ließ alle erdenkliche Mittel ergreifen, um selbes, wenn anders die Witterung stille bleiben sollte, zu retten. Wir legten auf seinen Befehl den größten unserer Anker mit seinem Seile in das Boot, streckten ihn dann, so weit es die Länge des Schiffs zuließ vom Hintertheile ins Meer, und versuchten auf diese Weise das Schiff rückwärts vom Lande zu ziehen, weil es nach Aussage eines Tauchers, nur von vorne bis zur Halbscheid strandete, der hintere Theil aber noch frey schwebte. Wir fingen also an zu winden, so wie man den Anker lichtet; allein unsere Bemühung war vergebens; wir zersprengten eine Menge Stricke, zertrümmerten viele Windhölzer, das Schiff stack doch immer fest, und war um kein Haar von der Stelle zu bringen. Der Capitän bath uns mit den liebreichsten Ausdrücken unsere äußersten Kräfte anzuwenden, unterstützte auch seine Bitte mit dem Versprechen, daß er uns vierzig Ducaten schenken wollte, wenn das Schiff gerettet werden möchte. Wir machten daher, da uns der erste

Versuch mißlungen hatte, den zweyten. Der Capitän ließ vom Lande einige türkische Boote herbeybringen um die schwersten Lasten aus dem Schiffe in jene umzuladen. Das Schiff ward nun von Batterien, Kugeln und anderen schweren Sachen befreyet; wir begannen unsere erste Methode neuerdings, spannten das Ankerseil wie eine Saite, zerbrachen wieder etliche Windhölzer und Stricke, ja was das schlimmste war, sogar die Winde ging in Trümmer und doch war mit allem dem nichts gethan. — Unser Schiff blieb wie angeschraubt; der Capitän wollte fast an der Rettung verzweifeln, als er sah, daß kein Versuch mehr gelingen, kein Mittel mehr fruchten wollte. Als endlich des Abends die Kräfte der Arbeitenden vollends erschöpft waren, ließ der Capitän jedem eine halbe Maß Wein, und ein Pfund Zwieback geben, dann hieß er uns alle zur Ruhe gehen, bestimmte aber die Mitternachtsstunde zur Anwendung aller neu gesammelten Kräfte mit der Vorstellung, daß bis zur Wiederherstellung des Schiffslaufes von der Arbeit nicht nachgelassen werden könne. Außer dem Wache haltenden, auf dem Verdecke begab sich nun alles zur Ruhe. Da die Schildwache die Mitternachtsstunde schlug, wurden die im tiefsten Schlafe begrabenen durch ein lärmendes Auf! aufgeschreckt, und zur neuen Arbeit angespornt. Alles ging zur Windmaschine, die durch den Schiffszimmermann wieder hergestellt wurde. Man fing an zu winden, und plötzlich ohne viele Anstrengung wich das Schiff zu unserer und unseres Capitäns innigsten Fre de vom Lande, weil das Meer bey der Nacht an=

gelaufen war, folglich einen stärkeren Drang gegen das Land hatte, wodurch das Schiff gehoben wurde. Als man das Schiff wieder in die gehörige Tiefe des Wassers brachte, und die Wiedereinschiffung der vorhin zur Erleichterung des Schiffs außer Bord gesetzten Kanonen und Kugeln beordnete, machten wir uns segelfertig, gingen weiter, und ankerten den darauf folgenden Tag in dem Hafen Tenedo. Hier ließ der Capitän das Schiff untersuchen, ob es nicht irgendwo im Anstoßen sey beschädiget worden, in welchem Falle er es bey guter Zeit noch hätte ausbessern lassen, um ein größeres Unglück zu verhüthen; zur allgemeinen Verwunderung aber fand man keine Beschädigung an dem Schiffe. In diesem Hafen, wo wir wegen des freyen Windes kaum bestehen konnten, mußten wir eine geraume Zeit ausharren.

Als wir eben einen andern Hafen zu unserm Aufenthalte wählen wollten, weil wir hier nicht mehr bestehen konnten, so erhielten wir ein Schreiben von dem Hrn. Gesandten Bailo aus Constantinopel, der unser Unglück mit dem Schiffe erfuhr, daß er nicht mehr gesonnen seye, seine Rückreise mit uns zu machen, wir sollten nun ohne seiner länger zu harren, weiter segeln, um uns mit der Flotte des Admirals zu vereinigen.

Zwölftes Capitel.

Reise nach Zante. Gefährlicher Aufenthalt allda. Beschreibung der prächtigen Insel Cefalonia.

Auf den vom Gesandten erhaltenen Befehl machten wir uns schnell segelfertig, und lichteten unsern Anker mit einem Winde, den wir nicht besser wünschen konnten. In Wahrheit machte ich in meinem ganzen Seeleben nie eine so angenehme und glückliche Seefahrt, wie diese. Der Wind war weder zu heftig noch zu schwach; wir konnten drey und dreyßig Segel anspannen ohne eine Beschädigung der Masten zu befürchten. Pfeilschnell flogen wir bey Inseln und Felsen vorüber, die uns wie Augenblicke verschwanden. Man war nicht im Stande ohne Schwindel über Bord die leichten Wogen zu sehen, wie sie vom fliegenden Schiffe durchschnitten sich plötzlich, in Schaum verwandelten. Wir erreichten binnen 5 Tagen ohne die Segel zu verändern, die Insel Cerigo. In diesem Gewässer begeg-

nete uns ein streifendes Kriegsschiff des oft erwähnten Hrn. Admirals Angolo Emo, bey diesem erkundigten wir uns, wo sich der Admiral befinde? Im Hafen Zante war die Antwort. Wir richteten unsere Reise dahin, und kamen glücklich in diesem Hafen an. Hier trafen wir unsern Admiral, welcher auch erst vor wenigen Tagen von einer Seestreiferey aus dem kaneanischen Gewässer hier eingelaufen war. Wir mußten uns einige Zeit in diesem Hafen verweilen, wo wir bey manchem wüthenden Sturme die Scheiterung befürchteten. Das schreckliche Schicksal, welches vor einigen Jahren eine im Hafen liegende segelfertige Fregatte hatte, welche von einem tobenden Nordsturme nach Sprengung der Ankertaue ohne Möglichkeit einer Rettung ans Ufer getrieben, und zu tausend Stücken zerschmettert wurde, beängstigte uns noch mehr. Endlich befreyte uns der Admiral von unserer Furcht durch den Befehl seine Flotte segelfertig auszurüsten, von welchem wir nach wenigen Tagen das Signal erhielten unsere Anker zu lichten, und ihm unter Segel zu folgen. Wohin! das wußten wir noch nicht. Denn dieser Held ließ seine vorhabende Fahrt niemanden wissen, auch nicht wenn er nur eine Fregatte oder ein einzelnes Linienschiff zur Durchstreifung irgend eines Gewässers allein absegeln ließ, sondern überreichte die Commission versiegelt mit dem ausdrücklichen Befehl, solche erst nach Zurücklegung so und so vieler Meilen, die vom Hafen aus bestimmt wurden, zu eröffnen, und dann genaue Vollziehung zu leisten. Unsere Segel folgten den seinigen unter schwachem Winde

bis in den Hafen der Insel Cefalonia, wo wir ankerten.

Diese Insel ist schmal aber sehr lange, hat bey 160 Meilen im Umfange, eine Bevölkerung von ungefähr 30,000 Menschen, 2 Städte, eine Cefalonia die andere Argostoli genannt, mit einem beträchtlichem Dorfe Lepuri, und sehr vielen zerstreuten Flecken und Dörfern. Diese 2 Städte sind mit 2 Kastellen versehen, besonders schützet aber eine Festung die Stadt Argostoli, wo sich die Residenz des Provedidors befand. Auch ist hier der Sitz eines griechischen Bischofes. Diese 2 Städte sind nicht prächtig an Gebäuden, aber ziemlich bevölkert. Die hier befindlichen Häfen sind nicht die besten, denn jener bey Argostoli ist zwar groß, aber der Wuth der Nordstürme ausgesetzet, welche das tobende Meer in felsenhohen Wellen hart ans Ufer thürmen. Wir hatten uns daher mit zwey Ankern befestiget.

Diese Insel ist mit hohen kahlen Gebürgen umgeben, welche das Auge der vorübersegelnden täuschen, die sie für unfruchtbar ausgeben, da sie doch an Fruchtbarkeit die meisten übertrifft. Sie prangt zwischen den Gebürgen mit den angenehmsten Fluren und ebenen Feldern, die kein Menschenauge übersehen kann. Ganze Reihen Weingärten mit Limont- Pomeranzen- und Feigen-Alleen umkränzet, zieren die romantischen Gegenden; göttliche Mandel und Olivenhaine verherr-

lichen die Thäler. Nur Schade, immer Schade! daß ein so gesegnetes Land nicht mit gesitteteren Völkern bewohnt ist, die es durch Kunst und Betriebsamkeit noch mehr verschönern, das Erdreich noch fruchtbringender machen, es in ein Paradies umwandeln würden! Das Oehl ausgenommen ist diese Insel weit fruchtbarer als Corfu. Sie erzeuget einen Ueberfluß an vortrefflichsten Wein, Rosinen, Mandeln, Ziweben, Pomeranzen, Feigen, Baumwolle, Seide u. d. m. Die Bewohner bekennen sich größtentheils zur griechischen Religion, übertreffen aber an Sittenlosigkeit noch die Einwohner von Corfu. Sie erkennen weder Recht noch Billigkeit; Steuern und Gaben müssen Ihnen mit Gewalt abgenommen werden. Es gibt hier viele Banditen, die sich auf dem Lande in verborgenen Schlupfwinkeln aufhalten, welchen vom hiesigen Militär zwar stark nachgesetzet, aber selten einer lebend eingebracht wird. In einem griechischen Kloster dieser Insel befindet sich der noch unverwesene Körper des heiligen Erasmus, welcher von den Griechen hoch verehret wird. Das Kloster wird mit reichlichem Allmosen beschenket. Ich hatte einst nebst mehreren andern Gelegenheit diesen heiligen Leichnam, als dessen Sarg eben vom Priester geöffnet wurde, genau zu betrachten.

Diese Insel hat mehrere Häfen, ist sehr schiffreich, indem daselbst jährlich gegen 90 Schiffe erbauet werden. Das hiesige Oberhaupt war unter der veneziani-

schen Regierung ein Patrizio aus Venedig, den man, wie schon erwähnt worden, Provedidor nannte, und nur 3 Jahre regierte. Er waltete sowohl in Civil- als Militärangelegenheiten, hing aber doch bey wichtigen Vorfällen vom Generale in Corfu ab.

Dreyzehntes Capitel.

Ein großes Ungewitter. Beschreibung des gefährlichen Fuoco di St. Elmo, einiger Häfen, der Stadt Cerigo, der Insel Rhodis und anderer Merkwürdigkeiten.

Ich wurde in Cefalonia von dem Kriegsschiffe, auf welchem ich angeworben wurde, auf eine leichte Fregatte, Nahmens Brillante, übersetzt, auf welcher wir bald darauf den Befehl erhielten nach Cattaro einer Stadt im venezianischen Antheil von Dalmatien zu segeln, um daselbst Recrouten zu Matrosen zu werben. Wir litten auf dieser Reise viele Gefahren. Ein lang anhaltender Sturm drohete uns den Untergang. Drey Tage lang konnten wir unter der schwarzen Decke des feurigen Gewölks gehüllt des Tages schwaches Grauen kaum von der wirklichen Nacht unterscheiden. Ein knarrender Donnerschlag folgte dem andern. Wir schwammen in einem ewigen Schlunde unter felsenhoch

sich ober uns thürmenden Fluthen begraben, der uns nur selten auf einen Berg des gährenden Schaums ausspie. Der Mittelmast von der Heftigkeit des verheerenden Windes umgerissen, stürzte mit fürchterlichem Geprassel darnieder, ein Umstand, der uns die Gefahr des nahen Schiffbruchs verkündigte. Selbst der beherzteste unter Segeln grau gewordene Seemann bebte unter diesen Schreckensscenen. Todtenblässe überzog alle Gesichter; selbst Schurken krochen zum Kreuze und bereueten ihre boshaften Streiche. Schaudervoll war der Tag, aber noch gräßlicher die Nacht. Wir waren eben mit verwirrter Eile beschäftigt, die Stricke des niedergestürzten Mastes loszuhauen, als wir von der Nacht überfallen noch zur größeren Angst das Fuoco di St. Elmo (das Feuer des heil. Elmo wie es die Italiäner nennen) erblickten. Dieses nähert sich den Schiffen immer zur Zeit, da andere Gefahren ihnen drohen, in Gestalt einer kleinen Flamme. Es kommt meistens, oder scheinet wenigstens von der Spitze eines Mastes herabzukommen; es schwebt zwey Klaftern ober dem Verdecke auf und ab, entfernt sich, kommt wieder, zündet aber weder Holz, noch verpechte Stricke an, sondern nur Pulver und Kupfer, wovon mir die Schiffer die traurigsten Beyspiele zu erzählen wußten. Um dieses zu verhüthen, pflegen die gefahrleidenden Seefahrer beym Anblicke dieses Phänomens ihre im Schiffe befindlichen Pumpen, die mit Kupfer ausgefüttert sind, mit Segeltüchern behuthsamst zu bedecken, das Pulver sorgfältigst zu bewahren; dann zur Vertreibung desselben mit Kanonen zu feuern, und

die Glocke zu läuten, bis es verschwindet. Auch wir vereinigten den Donner der Kanonen mit jenem der Wolken, ergriffen auch alle Vorkehrungsmittel in einer zagenden Verwirrung, da uns das erzürnte Meer mit jedem Augenblicke zu verschlingen drohte. Zeitlebens wird mir die dritte dieser Wetternächte im Gedächtnisse bleiben, denn diese war die schrecklichste, da das Ungestüm des Sturmes noch auffallend zugenommen, wir unsere Kräfte nun vollends erschöpft, und an unserer Rettung verzweifelt hatten. Hoher Angstschweis stand jedem anf der Stirne, viele konnten sich kaum mehr auf den Beinen erhalten, taumelten mit halbem Bewußtseyn auf dem Verdecke umher, und fielen der Geschäftigkeit der Muthigern zur Last. Im Schneckengange schlich diese Schreckeunacht vorüber, deren jede Minute uns eine halbe Ewigkeit schien, bis endlich mit anbrechendem Tage der saumsellige Neptun aus tiefem Schlafe geweckt den muthwilligen Wellen Ruhe geboth. Der Himmel heiterte sich aus; die aufgehende Sonne wiegte uns in eine süße längvermißte Ruhe. Als wir uns in etwas erhohlt, dankten wir dem Himmel mit Innbrunst für unsere glückliche Rettung, erquickten uns mit einiger Nahrung, setzten unsere Reise fort, und erreichten ohne weiteres Hinderniß obgedachten Hafen.

Cattaro eine Stadt in Dalmatien auf der Küste des Meerbusens nächst der Grenze von Albanien an der Anhöhe eines Berges, welche sowohl von Natur ihrer Lage wegen, als durch Kunst vermittelst eines

Schlosses sehr fest ist. Uebrigens ist nichts merkwürdiges zu sagen, die ganze Insel möchte bey 50 Meilen im Umfange haben, und mit 20,000 Menschen bevölkert seyn. Diese Stadt gehörte seit Jahrhunderten sammt ihrem Bezirke von 17 bis 20 Dörfern den Venetianern. Hier wurde kaum unser Mast wieder hegestellt, als sich wieder ein Sturm erhob, der uns einer neuen Gefahr aussetzte. Er zerriß uns die Ankertaue, und schon floh das Schiff dem Gestade zu, welches an demselben ohne Rettung zu Trümmern gegangen wäre, wenn uns die Noth nicht eilen gelehrt, und wir nicht noch bey guter Zeit einen anderen Anker geworfen hätten, welcher das Schiff in seiner gehörigen Tiefe erhielt. Nachdem wir unserer Commission gemäß hier etliche Recrouten gegen Handgeld angeworben, gingen wir wieder unter Segel. Die Rückfahrt war günstiger, wir begegneten auf derselben vielen Kauffahrtheyschiffen, worunter einige aus Corfu kamen, und uns benachrichtigten, daß unser Admiral mit einigen Kriegsschiffen im nähmlichen Hafen eingelaufen sey. Wir setzten unsre Reise dahin, und ankerten glücklich. Den ganzen Winter des Jahres 1790 hatten wir in diesem Hafen nach so viel ausgestandenen Ungemach der süßen erwünschten Ruhe genossen. Erst im May verließ die ganze Flotte, in zwey Kolonnen abgetheilt, diesen Hafen. Die Witterung war bald angenehm, bald etwas ungestüm, doch gelang es uns ohne irgend einen widrigen Vorfall das Gewässer von Cerigo zu erreichen. Hier streifte unsere ganze Flotte vereinigt bis zum Gewässer vom Königreich

Candia und Canea. Als man eines Tages in weiter Entfernung zwey Segel erblickte, erhielten wir vom Admiral das Zeichen uns von der Kolonne zu trennen, um die in der Ferne entdeckten Schiffe einzuhohlen. Wir vollzogen schleunigst den Befehl des Admirals, spannten jeden Segel, und flohen pfeilschnell auf die fremden Schiffe los; denn unsere Fregatte war die trefflichste Seglerinn aller in der Flotte vereinigten Schiffe. Als wir ihnen näher kamen, riefen wir sie durch einen Kanonenschuß an unser Bord. Sie gehorchten, löseten die Boote, ihre Capitäne näherten sich schnell, und überreichten unserm Capitän die Päße. Beyde kamen von Hydria, einer kleinen Insel im Archipelagus in Griechenland, waren mit Getreid beladen, und nach Messina bestimmt. Ihre Päße waren echt, ihre Reise durfte also nicht gehindert werden. Wir eilten an die Flotte zurück, und ertheilten die Nachricht dem Admiral. Vielleicht würde dieser noch länger diese Gewässer durchstreift haben, wenn nicht ein gewaltiger Sturm die Flotte in Unordnung gebracht hätte. Der Sturm dauerte schon 2 Tage, ohne daß unser unerschrockener Admiral von seinem festgesetzten Plan abweichen wollte; als aber am dritten Tage das Meer noch tobender zu werden anfing, und die Flotte schon sehr in Unordnung gerieth, so daß das Aneinanderstoßen der Schiffe zu befürchten war; sah er sich gezwungen seiner Flotte das Signal zur willkührlichen Zerstreuung zu geben, welches in drey in die Luft gesprengten Raketten bestund. Nun rettete sich jedes Schiff, so gut es konnte. Wir richteten

unseren Lauf sogleich gegen Nord, und erreichten am nächstkommenden Tage den venezianischen Hafen Vatica, in welchem wir auch glücklich ankerten. Man sah hier noch Ruinen von Ringmauern einer vormahls handelreichen Stadt dieses Nahmens, welche eine russische Seemacht zu einem Schutthaufen zerstört hatte. Einige Einwohner, welche sich davon noch mit dem Leben gerettet, erbauten im Gebirge ein zerstreutes Dorf. Diese brachten uns verschiedene Lebensmittel, als: Honig, trockne Feigen, Wildbret u. d. g. an Bord. Die meisten dieser Gebirgsbewohner sind Albaneser, die übrigen Türken und Griechen. Wir segelten, sobald sich der Sturm gelegt hatte, nach dem venezianischen Hafen Cerigo, in welchem wir unseren Admiral vermutheten und auch glücklich antrafen. Sein Schiff hatte den Vordermast bis an den Korb verloren, und war eben an dessen Wiederherstellung beschäftiget. Dieser Hafen ist für die Schiffe äußerst gefährlich, ob ihn gleich nördlich ein hohes Gebirge umgibt, von welchem aber eben der Wind manchmahl so wüthend herabstürzt, daß er die geankerten Schiffe nöthiget, um nicht im Hafen zu scheitern ihre Ankertaue entzwey zu hauen, und sich ins hohe Meer zu begeben.

Cerigo ist eine Insel nebst einer Stadt im Archipelagus zwischen der Halbinsel Morea und der Insel Candia. Die Einwohner behaupten, daß sie der Helena Vaterland gewesen sey. Das Land ist trocken und gebirgig, dabey aber doch zur Befriedigung des Bedürfnisses der Bewohner hinlänglich fruchtbar. An

Gewild mangelt es eben nicht, besonders aber gibt es viele Hasen, Falken, Wachteln und Turteltauben. Man sieht noch die Mauern der ehmahligen Stadt des griechischen Königs Menelaus, die längs dem Hafen dahin liegen, und so eingesunken sind, daß sie kaum über die Erde reichen. Am wenigsten beschädiget ist ein in den Felsen eingehauenes Gewölb, welches nach Versicherung der Einwohner das Bad der Helena gewesen seyn soll. Die Republik Venedig hat diese Insel seit der Zertheilung des griechischen Kaiserthums immer besessen. Die Stadt gleiches Nahmens, welche von dem Hafen eine Strecke entfernt liegt, und bey 400 Häuser zählt, ist auch mit einer auf einem hohen Berge stehenden schwachen Festung und etwas Militär versehen. Hier ist ein griechischer Bischof mit einigen griechischen Klöstern, worunter St. Giovanni della Grotta das vornehmste ist. Die Einwohner ehren dieses destomehr, weil sie glauben, der heilige Johannes habe allda angefangen seine Offenbarung zu schreiben. Die ganze Insel möchte bey 7000 Einwohuer zählen, und 40 deutsche Meilen im Umfange haben. Die Einwohner stehen jenen auf andern Inseln an Rohheit ein wenig nach, ist aber übrigens nichts löbliches von ihnen zu sagen. Das Oberhaupt war wie gewöhnlich ein Provedidor. Hierher wurden auch Verbrecher von höheren Ständen aus Venedig ins Elend verwiesen. Nach etlichen Tagen liefen noch einige Schiffe von unserer Flotte ein, nur mangelte noch ein Linienschiff und eine Fregatte. Nachdem das Admiralschiff mit einem neuen Maste versehen,

wieder segelfertig hergestellt; auch die übrigen, so eine Beschädigung erlitten, ausgebessert waren, wollte der Admiral nicht länger in diesem gefährlichen Hafen verweilen. Er bestimmte seinen Lauf nach der Insel Zante. Die Witterung war fast durchgehends günstig. Als wir bey dem Hafen Coron in Griechenland, wovon im folgenden Capitel mit mehrerem erwähnet wird, vorüber segelten, sahen wir ein Schiff aus demselben auf uns zufahren. Es war unser vermißtes Linienschiff, welches sich in diesen Hafen gerettet hatte. Es konnte uns von der noch abgehenden Fregatte keine Auskunft geben, von welcher wir nunmehr nichts besseres vermutheten, als daß es im Archipelagus verunglücket sey. Der Admiral beorderte eine Brig das Gewässer bis Cerigo zu laviren, um von den begegnenden Kauffahrtheyschiffen wo möglich Nachricht von der Fregatte einzuziehen. Wir aber ankerten glücklich nach wenigen Tagen zu Zante, wo wir die gesuchte Fregatte antrafen. Bald darauf erhielt unser Commandant den Befehl sich segelfertig auszurüsten, um erstlich die lavirende Brig aufzusuchen, und nach Zante zurückzubeordern, sodann aber das Gewässer des Königreichs Candia bis zur Insel Rhodis im mittelländischen Meere und auch noch weiter zu durchstreifen, um ein tunisches Schanbeck zu finden, welches sich laut erhaltener Nachricht in jenem Gewässer aufhalten und auf venezianische Kauffahrtheyschiffe lauern sollte. Die Brig entdeckten wir bald in ihrer anbefohlenen Lavation. Wir ertheilten ihr ihre Rückreise nach Zante, die ihr sehr willkommen war, da es ihr schon an

nothwendigen Lebensmitteln gebrach. Wir setzten unsere Reise fort und begegneten in dem Gewässer von Cerigo und Candia vielen Kauffahrtheyschiffen, die uns versicherten, das erwähnte Schanbeck von ferne gesehen zu haben. Wir eilten also es zu erreichen. Weil der Wind immer günstig war, so spannten wir jeden Segel, den wir hatten. Jedes Schiff das wir von ferne erblickten, hatten wir in Verdacht, und segelten sogleich zum Angriffe bereit auf dasselbe los.

Doch wurden wir jedesmahl getäuscht und verlängerten unsere Reise, bis endlich ein gewaltiger Westwind uns zwang, sie nach der Insel Rhodis fortzusetzen. Der Wind war uns sehr günstig, wir hatten in vier und zwanzig Stunden das ganze Königreich Candia vorübergesegelt, und kaum unsern Anker im Hafen der Insel Rhodis gesenket, als eine Schaluppe von einem venezianischen Kauffahrtheyschiffe einlief, welche uns erzählte, wie sie vom tunischen Schanbeck verfolgt worden sey, durch guten Wind sich aber mit der Flucht noch glücklich gerettet habe.

Wir mußten uns einen Tag hier aufhalten, um etwas Wasser auf unser Schiff zu bringen, die Nacht darauf aber setzten wir sogleich wieder dem Schanbeck nach. Bey Tagesanbruch entdeckten wir ein Schiff, welches wir aber durch das Seerohr genau betrachtend nicht für den Schanbeck erkennen konnten. Dessen ungeachtet segelten wir auf dasselbe los, um von ihm etwas zu erfahren. Bey Annäherung dessen riefen wir

es wie gewöhnlich durch einen blinden Kanonenschuß an unser Bord, an welchem alsbald sein Capitän erschien. Es war ein ragusaisches Schiff, kam von der türkischen Küste Tripoli di Soria, war mit Baumwolle beladen und nach Triest bestimmt. Der Capitän erzählte, daß gestern Abends der nähmliche Schanbeck ihn eben an sein Bord gerufen, mit Gewalt Wasser und Zwieback gefordert, und ihn nicht eher entlassen habe, als er ihm an selbes das Verlangte hatte bringen lassen, dann habe das Schanbeck seinen Lauf nach Candia genommen. Gegen Abend entdeckte unser Mastwächter wieder ein Schiff, welches in einer nicht gar weiten Entfernung nach der Küste der Caramannia, einer türkischen Provinz in Kleinasien hinabsegelte. Man betrachtete es mit dem Fernglase genau und erkannte es der Beschreibung gemäß sowohl an Segeln als Masten für den Schanbeck. Nun wurden ernste Anstalten zum Angriffe gemacht. Wir steckten, um selbes zu täuschen, und ihm nahe zu kommen, eine französische Fahne aus; allein wir hatten uns gewaltig vergriffen; denn als wir alle zum Angriffe bereit bey naher Zusammenkunft eine Kanone abfeuerten, und die französische Fahne einzogen: zeigte es sich, daß es ein griechisches Kauffahrtheyschiff mit türkischer Fahne war, das uns nicht einmal eine Nachricht von den verfolgten Schanbeck geben konnte.

Wir mußten itzt wegen ungünstiger Witterung wieder nach Rhodis zurückkehren, allwo wir glücklich ankerten und uns mit frischen Lebensmitteln versahen.

Rhodis, eine Insel im mittelländischen Meere etwa 2 Meilen vom festen Lande in Kleinasien ist in alten Zeiten von Königen und Prinzen regieret worden, und hat durch Kriege manche Veränderungen erlitten. Sie hat bey 130 Meilen im Umfange, und bey 36000 Seelen, 2 Städte, mehrere Kastelle, dann einige Dörfer. Die Luft ist hier sehr rein und gesund, das Erdreich ungemein fruchtbar, indem viel Getreid, Wein, Oehl und gute Baumfrüchte wachsen. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Türken, Griechen, und nur wenigen Juden. Ein Pascha und Hauptbischof sind die weltlichen und geistlichen Vorsteher, die immer hier residiren.

Die Stadt gleiches Nahmens ist schön, hat prächtige Gebäude, und war einst unter dem Besitz der Malteserritter noch viel schöner, was man aus den alten Mauern und Ruinen um so mehr abnehmen kann, als hier der große Colossus in Zeiten der Malteser gestanden hat. Die Vorstädte sind ebenfalls schön, die 2 Häfen bequem, die Ringmauern fest. Uebrigens ist hierorts ein Hauptplatz des Schiffbaues der Türken. An vielen Orten als z. B. am Stadtthore, durch welches man vom Hafen eingeht, besonders aber an den Ringmauern sieht man noch das Malteserkreuz, welches die Türken zum ewigen Andenken der Eroberung dieser Insel unverletzt lassen. In dieser Stadt sind viele griechische und armenische Kaufleute ansäßig, welche den Türken großen Tribut zahlen müssen, um ihren Handel ungehindert treiben zu können. Die Grie-

chen erzählten uns ein Mährchen von der auf dieser Insel sich befindlichen ungeheuren Höhle Malpaso, in welcher sich zu den Zeiten, da die Johanitterritter gedachte Insel bewohnten, ein giftiger Drache aufgehalten haben, von einen gewissen Ordensritter, Theodaktus genannt, aber glücklich erlegt worden seyn soll. Auch mich lockte die Neugierde diese Wunderhöhle zu sehen. Ein Grieche hatte die Gefälligkeit mich mit einigen andern dahin zu geleiten. Ungefähr zwanzig Schritte gingen wir unter über uns hervorragenden Felsen, wo wir einige Schlangen von fürchterlicher Größe sahen, deren wir die meisten tödteten, als wir mit jedem Schritte mehr unterirrdischen Raum gewahrten, bis endlich das Tageslicht allmählig verschwand und unsere mehrere mitgebrachten Lampen nach und nach auszulöschen anfingen, so befiel uns ein allgemeines Schrecken, daß wir einer über den andern herauseilten, wobey der arme Grieche zur Belohnung seiner Freundschaft die Ehre hatte, sich an einer Felsenwand wund anzurennen. Als wir wieder ans Ufer gelangten, fanden wir eine Schaluppe welche die ans Land Getrettenen erwartete. Wir bestiegen sie und eilten der Fregatte zu. Wegen der weiten Entfernung hatten wir das durch einen Kanonenschuß gegebene Signal zur Abreise nicht gehört. Nun erfuhren wir die Ursache dieser plötzlichen Einberufung. Es hatten nähmlich zwey Matrosen von uns, die auch ans Land gegangen waren, in der nächsten Moschee ihre Religion gegen die muhamedanische vertauscht. Um mehrere ähnliche Beyspiele zu verhüthen, wollte der Schiffscommandant die Ab=

reise beschleunigen. Die zweyte Nacht darauf wurde die Reise unter abwechslender Witterung wieder fortgesetzet. Wir segelten südwestlich in einer weiten Entfernung von der Insel Candia, begegneten vielen Kauffahrtheyschiffen, erkundigten uns nach dem Aufenthalte des bisher noch immer vergeblich gesuchten Schanbecks und verfolgten es neuerdings in dem Gewässer von Cerigo, woselbst wir unsern Admiral antrafen, welcher nachdem er schon einige Zeit dieses Gewässer lavirt hatte, eben in Begriff war wieder nach Zante zurückzukehren. Wir ertheilten ihm von allen genaue Nachricht, und folgten ihm dann in den Hafen Zante. Diese Reise war eine der mühseligsten, die ich in meinem Leben machte. Obschon wir überall, wo wir gelandet hatten, Proviant machten, so mußten wir hauptsächlich an Wasser grausamen Mangel leiden, weil uns solches sehr sparsam vorgemessen wurde, und ein Mann täglich nur 2 Seidel erhielt. Doch diese genaue Eintheilung wäre noch erträglich gewesen, wenn wir diese stinkende Mistpfitze, worin man fingerlange Würmer fand, nur ohne sich die Nase zu verbinden, hätten genießen können. Dieser Mangel aber rührte hauptsächlich von der schlechten Ordnung her, welche die Venezianer auf ihren Schiffen, wie insgemein in allen ihren Handlungen zu beobachten pflegten. Der Soldat erhielt nicht, wie es auf den Schiffen anderer Nationen gewöhnlich ist, seine ordentliche Portion Speise und Trank, sondern mußte sie, und zwar Wein und Zwieback, von seinem Offizier, die übrigen Lebensmitteln aber von gewinnsichtigen Marquetendern

theuer erkaufen. Der Offizier erhob aus der Admiralskasse die Löhnung für seine Mannschaft, ließ mit derselben Proviant kaufen, und ihn dann wieder unter seine untergebenen Leute mit Gewinn verkaufen, welches sie als ein ihnen gebührendes Recht ansahen. Wo wird nun der gemeine Mann, dessen Stand ohnedieß der beschwerlichste ist, wohl sein Recht suchen, wenn der Vorgesetzte, der ihm Gerechtigkeit soll widerfahren lassen, selbst der Betrüger ist? —

Verfolgt durch den Nationalhaß der Venezianer gegen die Deutschen lebte ich in der Blüthe meines Lebens dahin, und suchte bey allen Gelegenheiten die Gunst meiner Vorgesetzten zu erwerben, um mir meine äußerst mißliche Lage doch nach Möglichkeit zu erleichtern. Durch mein anhaltendes diensteifriges Benehmen und Zuvorkommen mit solchen Dingen, die man gern sieht, aber lieber belobt als befiehlt, und durch mein Lob ihrer Sitten, Gebräuche und Heldenthaten brachte ich es endlich doch dahin, daß sie mir immer geneigter wurden. Leider muß sich auch ein Schaf in die Launen der Wölfe zu schicken wissen, sich in Wolfsbälge verhüllen, um nicht von ihnen zerrissen zu werden.

Brausende Nordwinde, die gewöhnlichen Vorbothen des Winters droheten selbst im Hafen unseren Schiffen Gefahr; der Admiral befahl uns segelfertig zu halten, um uns in den Hafen Cefalonia zu begeben, woselbst wir nach einer Tagreise glücklich ankerten. Unsere Fregatte wurde nunmehr durch das stätte

Herumschiffen gebrechlich. Es wurde also alles ausgeschifft, das leere Schiff ans Land gezogen, wo an seiner Ausbesserung viele Hände beschäftiget waren. Sobald es hergestellt war, wurde es wieder ins Joch gespannt; wir segelten mit der ganzen Flotte von hier ab, und erreichten den Hafen Corfu.

Hier genoßen wir die längst gewünschte Ruhe, einen Brick und eine Fregatte ausgenommen, welche beyde der Admiral zur Verfolgung der Seeräuber das Gewässer von Cerigo zu bestreifen abschickte, und ihnen dabey so lange zu verharren befahl, bis er mit Annäherung des Frühlings sich mit seiner ganzen Flotte mit ihnen vereinigen würde. Dießmahl wurde also unsere Fregatte verschont, da sie sonst immer die Ehre hatte bey dieser fatalen Dienstgattung obenan zu stehen. Sie blieb also im Hafen, wo ich mich den ganzen Winter hindurch ziemlich wieder erhohlte. Ich hatte während dieser Ruhezeit auch Gelegenheit einen Brief nach Hause zu schicken, in welchem ich meinen Anverwandten, so weit es ein Brief erlaubte, mein erlittenes Schicksal schilderte. Dieses geschah den 11ten. März 1791.

Vierzehntes Capitel.

Leonhard Eisenschmied wird Schiffmarquetender, bleibt es aber nicht lange. Beschreibung von Navarin, Modon und Coron. Andere Begebenheiten.

Da ich gesehen hatte, daß sich unsere Schiffmarquetender sehr wohl befanden, oft besser als die Offiziere lebten, ja sich überdieß mancher in kurzer Zeit einiges Vermögen erwarb; so wurde ich dadurch gereizet, mein Glück auf gleiche Art zu versuchen. Wenigstens dacht' ich wird dir diese kleine Bewerbung vielleicht deine Lage erträglicher machen, wirst etwas bequemer leben können, und den Winter hindurch beschäftiget seyn. Auf große Erwerbung durfte ich wohl nicht antragen, weil ich bisher immer ein Unglücksvogel gewesen, und von allem was Unglück heißt, verfolgt wurde. Ich hatte mir in dieser Absicht bereits schon einige Kreuzer zu-

sammengespart, mit welchen ich aso kleinweis den Anfang machte. Da ich ohnehin oft ans Land ging, um diese sonderbare Nation näher kennen zu lernen, so kaufte ich bey Gelegenheit verschiedene Lebensmittel, als: Brantwein, Käse, Zwiebel, Knoblauch, gesalzene Fische, frisches Brod u. d. m. trug solche an unser Schiff und verkaufte solches mit Gewinn meinen Kameraden und zwar wie ichs von anderen gelernt hatte, das was mich einen Kreuzer kostete, gegen zwey. Dagegen mußte ich freylich oft bis an den Geldtag borgen, und den Vorgesetzten von meinem Gewinn den Tribut bezahlen, wie die Griechen und Armenier auf der Insel Rhodis den Türken um ungehindert handeln zu können. Diese Schächerey fand ich eben für keine Narrheit. Ich hatte es in kurzer Zeit weiter gebracht als ich im Anfange vermuthete, und würde mich dabey ohne Zweifel immer wohl befunden haben, wenn nicht ein fataler Streich einen Strich durch die Rechnung gezogen, und mich so unvermuthet von meiner einträglichen Speculation entfernet hätte. Ich hatte einst einem schadenfrohen Schlingel Geld geliehen. Von diesem forderte ich oft fruchtlos meine Bezahlung, bis er mir endlich die ganze Schuld abzulängnen versuchte, mich mit Schimpfworten beleidigte, einen Juden schalt, gewaltthätig über mich herfiel, und zu Boden riß. Nun mußte auch ich meine Hände aus dem Sacke ziehen, um meines Angreifers los zu werden, der mich sonst erbärmlich zugerichtet haben würde. Zum Unglücke war mein Gegner der Liebling des Officiers. Auch er wurde in diesem Handgemenge

ein wenig gezeichnet, während er mir an Händen und Gesichte die Haut wund aufriß und einige gewaltige Contusionen an dem Kopfe versetzte. Nun erfolgte ohne Untersuchung das Urtheil eines richtenden ehemaligen venezianischen Seeoffiziers: Ich wurde als der Beleidigte auf einige Tage an schwere Fessel geschmiedet; mein Handel von Stund an eingestellt, mein Gegner und Beleidiger aber unschuldig erkannt. Dieses Ereigniß raubte mir nun alle meine glänzenden Aussichten. Indessen war es doch unvermeidlich, da selbst ein Phlegmatiker durch so einen Schurken in Harnisch gerathen wäre, und sich der Rechtschaffenste das Seinige nicht abstreiten läßt. Vielleicht wird man mir einwenden wollen: Ich hätte ihn klagen, und mein Recht bey den Vorgesetzten suchen sollen. Ja, so ist die Ordnung, an die auch ich mich gehalten hätte, wenn nicht dieser muthwillige Zänker meiner persönlichen Sicherheit zu nahe gekommen wäre, und ich mir von der Gerechtigkeit meines Gerichtes, welches aus einem dummen durch Geld und Schmeicheley seiner Eltern erhobenen veneztanischen Officier bestand, eine Genugthuung hätte versprechen können.

Da ich mich durch die Marquetenderey schon ein wenig erschwungen hatte, eines besseren Lebens gewohnt war, nun aber in mein voriges Elend zurücksank, so war ich klug genug mich auf alle mögliche Art bey meinem Vorgesetzten wieder einzuschmeicheln, um eine neuerliche Erlaubniß zu erhalten. Allein, all mein Bestreben war fruchtlos, die andern Marquetender

setz=

setzten sich dagegen, denen ich vormals den Gewinn entzogen hatte. Ich hatte auch allen Grund zu vermuthen, daß obiger Vorfall ein von ihnen angesponnener Handel war. Wollt ich nun klug seyn, so mußte ich mit meinem gelösten Gewinn sparsam verfahren, täglich zur Löhnung etwas beysetzen, und meinen Gaumen wieder zu gröberen Bissen gewöhnen. Indessen strich aber auch der Winter vorüber und die Flotte wurde segelfertig ausgerüstet. Bald darauf ging unser Schlendrian wieder an. Die Fregatte, worauf ich war, erhielt den Befehl vorauszusegeln und das Gewässer von Prodano bis Braccio di Mania an der Küste der Insel Morea zu laviren. Wir hatten einen neuen Commandanten, der nur Ein Mahl die moreaische Küste vorüber gesegelt war. Es trieb ihn also die Neugierde an, in jedem Hafen dieser Küste zu ankern. Dieß geschah erstlich in Navarin, einer türkischen Stadt mit einem schlechten aber großen Hafen in jenem Theile der griechischen Halbinsel Morea, welcher Belvedere heißt. Sie liegt an einem kleinen Berge, ist mit Ringmauern, einem Castell und etwas Geschütz versehen. Ich zählte hier 8 Moscheen und beyläufig 500 Häuser. Der größte Theil ihrer Einwohner sind Türken, die übrigen aber Griechen, die den Feldbau der erstern versehen. Der hiesige Handel bestehet nicht nur allein in der großen Seehandlung ins Ausland, sondern auch mit Getreid, Schlachtvieh, Käse, Geflügel, u. d. gl. an benachbarte Inseln. Da dieser ein sehr unbequemer Hafen ist, so segelten wir nach dem Hafen

Modon, welchen wir bey gehabten guten Winde nach einer Tagreise erreichten.

Modon ist eine große und befestigte Handelsstadt auf der Halbinsel Morea in dem Belvedere nicht weit von Navarin auf einem kleinen Vorgebürge. Natur und Kunst haben diesen Platz befestiget und merkwürdig gemacht. Die Stadt besteht beyläufig in 1500 Häusern, worunter schöne und große Gebäude sind. Hier ist der Sitz eines Pascha und eines griechischen Bischofes. Die starke Festung mit dem Geschütz ins Meer gerichtet, sichert die Stadt. Unterhalb der Stadt ist ein sehr bequemer Hafen, welcher viele Schiffe einnimmt. Diese Insel hat bey 100 Meilen im Umfange, und bey 40000 Einwohner. In dem Grunde dieses Hafens sollen nach Aussage der Türken viele rußische Schiffe liegen, welche diese Stadt einst mit Schaden belagert hatten. In der Stadt wohnet kein Grieche, sie handeln wohl des Tages in derselben, müssen aber Abends in ihr eigenes Dorf zurückkehren, welches eine halbe Stunde entfernt liegt. Ich war eines Tages auf dem Lande, wo ich in einem griechischen Dorfe ein Stück Schweinfleisch kaufte, mit welchem ich nun frohen Muths meinen Rückweg in die Stadt nahm. Sorgenlos näherte ich mich dem Stadtthore; als plötzlich ein wachhabender Janitschar hervorsprang, mein Schweinfleisch mit Gewalt aus der Hand riß, und mir überdieß noch einige Streiche mit seinem Attakan auf dem Rücken versetzte. Ich hörte zwar öfters, daß die Türken nach den Grundsätzen des Alkorans das

Schweinfleisch verabscheuen, jedoch hatte ich eben jetzt nicht daran gedacht, fand mich über diese gewaltsame Mißhandlung beleidigt, und fragte zornig um die Ursache, die mir die Türken bald auf eine blutige Art bekannt gemacht haben würden, wenn ich mich nicht sogleich aus dem Staube gemacht hätte. Sowohl der Verlust meines Fleisches als hauptsächlich die Art desselben lehrte mich es künftig behuthsamer hineinzuschwärzen, um nicht wieder Aergerniß damit zu verursachen.

Nun mußten wir diesen Hafen mit jenem von Coron ebenfalls auf der Halbinsel Morea im Belvedere verwechseln, den wir nach einer halben Tagreise erreichten. Coron ist eine ansehnliche Stadt mit schönen Gebäuden, festen Mauern und einer Festung, dann der Sitz eines Pascha und eines griechischen Bischofs, hat beyläufig 1500 Häuser und 7000 Einwohner. Der Handel sowohl hier als in Modon wird wie in Navarin getrieben, nur das vortreffliche Oehlerzeugniß giebt dem hiesigen vor andern einen Vorzug, welches meistens nach Triest und Venedig verhandelt wird. Es wohnen auch hier sowohl in, als außer der Stadt Griechen und Albaneser, die aber den Türken vollkommen Gehorsam leisten. Die Halbinsel Morea ist ungemein fruchtbar, denn ungeachtet der unglaublichen Menge Victualien von verschiedener Gattung, womit ihre Einwohner die venezianischen Inseln versehen, haben sie doch selbst einen beständigen Ueberfluß an allen Lebensmitteln, ungeachtet die schönsten Ebenen, die einen

mittelmäßigen Fleiß des Landmanns überschwenglich lohnen würden, ganz wüste liegen.

Die Zeit, in welcher wir unserer Commission gemäß dieses Gewässer zu durchkreuzen hatten, war nun auch vorüber, die wir freylich nur in verschiedenen Häfen müssig und dienstwidrig zubrachten, aber was wuste der gute Admiral von unserm Diensteifer. Gutherzige Hinterbringer konnte es keine geben, weil sie unsere Bestimmung nicht wußten, und wir waren doch wohl nicht so boßhaft unsern Schiffcommandanten zu verrathen, weil dessen Liebe zur Ruhe und den modonschen Mädchen auch uns vor den Stürmen des Winters bewahret hatte. — Mit nächstem günstigen Winde segelten wir nach Zante, um allda dem Admiral unsere Heldenthaten zu erzählen. Wir kamen im Hafen an, ohne daß uns auf der Reise was Merkwürdiges begegnet wäre.

Fünfzehntes Capitel.

Wichtige Commission mit dem Tribute nach Algier und Marocco. Kärgliche Wassereintheilung, unausstehlicher Durst auf dieser Reise. Lächerlicher Mißverstand. Ankunft zu Algier.

Die venezianische Republik mußte dem Königreiche Algier und Marocco vermög eines geschlossenen Vertrages Tribut geben, wenn ihre Kauffahrtheyschiffe von den Kappern unberaubt bleiben wollten.

Eben hatten zwey neue Brigen diesen Tribut von Venedig hierher gebracht, welcher mit einer schnellen Fregatte nach Algier und Marocco abgeschickt werden sollte, denn die bestimmte Zeit der schuldigen Abreichung war schon nahe. Unsere Fregatte war die vortrefflichste Seglerinn von der ganzen Flotte, wen konnte also diese weite Seefahrt treffen als uns? Wir erhiel=

ten Befehl, uns schleunigst segelfertig zu machen. Die Boote anderer Schiffe mußten uns Wasser an Bord bringen, weil das unsrige mit Proviantmachen eilfertigst beschäftiget war. Die beschädigten Stricke und Segel wurden theils ausgebessert, theils mit neuen vertauscht; die Masten und Segelstangen aufs genaueste untersucht, alles, was beschädigt war, wieder hergestellet und endlich an das völlig ausgerüstete Schiff die Tributsgelder sammt allen Kostbarkeiten eingeschifft. Der Tribut nach Algier bestand in 18000 Dukaten mit vielen Kleinoden, jener nach Marokko aber in 12000 Dukaten allein. Wir segelten unter tausend Glückwünschen aus dem Hafen, und vertrauten uns sammt allen unseren Schätzen der ungewissen Gunst der Winde und Wellen an. Es war, soviel ich mich erinnere, im Monathe May 1792. Wir reiseten des Abends ab, und da die Witterung günstig war, sahen wir morgens kein Land mehr. Auf dieser Reise wurde die Gewohnheit das Wasser seidelweise auszutheilen wieder fleißig beobachtet, auch für den Mann nicht mehr als ein Seidel Wein täglich gegen baare Bezahlung bewilliget. Diese Vorsicht war nöthig um auf dieser langen Reise Mangel zu verhüthen, weil wir nicht wissen konnten, was für einer Witterung wir unterliegen, oder ob wir vom Sturme nicht an Orte verschlagen würden, wo man gegen Tonnen Goldes nichts zu leben erhält. Wir verfolgten unsere Reise mit schwachem Winde, aber desto heftigerer Sonnenhitze, die mit jedem Tage zunahm und uns mit anhaltendem Durst dergestalt marterte, daß wir aus Mangel des Wassers

zu verschmachten glaubten, indem uns auch von dem stinkenden lauen Wasser nicht mehr als ein Seidel des Tages hindurch dargereicht wurde, das nicht einmahl in dem Augenblicke des Genußes unseren quälenden Durst stillte. Um diesem Uebel auszuweichen, litten wir oft lieber Hunger, weil unsere Nahrung, die wir von dem Schiffmarquetender gegen Bezahlung erhielten, größtentheils in Speisen, welche den Durst reizen, als: Käse, geräuchertes Fleisch, geräucherte Fische, u. d. gl. bestand.

Da wir immer schwachen Wind hatten, so ging unsere Reise sehr langsam, aber was der Vortheil dabey war, sehr ruhig und sanft vor sich. Mit diesem gemäßigten Winde erreichten wir endlich das Gewässer zwischen Tunis und Zimbano einer kleinen unbewohnten Insel, welche nördlich von Tunis liegt. Eines Abends wurde der Wind so heftig, daß wir die oberen Segel einziehen mußten, um keinen Mast zu verlieren, doch bließ er nicht entgegen, sondern uns immer günstig. Gegen Mitternacht sahen wir uns dreyen Scheerschiffen sehr nahe, die uns mit aller Eile in die Mitte nahmen. Da wegen Fortdauer des Kriegs zwischen der Republik Venedig und dem tunischen Reiche auch eine venezianische Eskadre unter der Direction des Vizeadmirals Herrn Conduliner streifte, so glaubten wir, sie seyen von dieser Escadre; und machten ihnen daher das nächtliche Signal, um zu vernehmen, ob sie von unserer Nation sind. Allein sie gaben auf unser Signal keine Antwort, folglich mußten wir sie

für Feinde halten. Augenblicklich bereiteten wir uns zum Angriffe. Jeder Mann ward an sein bestimmtes Ort commandirte, einige zu den Kanonen, andere die Segel zu schwenken, mich aber traf das Loos auf den Mittelmastkorb zu klettern, um von demselben Grenaten in die feindlichen Schiffe zu werfen. Doch ehevor wir sie mit einem heftigen Feuer angreifen wollten; fragten wir sie durch das Sprachrohr, wer sie seyen? Sie thaten ein gleiches und verlangten, wir sollen uns zu erkennen geben. Die Fragen wurden gegenseitig wiederhohlt, ohne daß eine Antwort entscheiden wollte. Wir feuerten eine Kanone ab, deren Kugel des nächsten Schiffes vordern Mast niederriß, und schrien: Wir sind Venetianer! Wir sind es auch! riefen sie uns zur Antwort. Habt ihr unser nächtliches Signal nicht verstanden? fragten wir sie. Nein, erwiederten sie, weil jetzt unser Viceadmiral ganz andere Zeichen sowohl für die Nacht als den Tag eingeführet hat. Nun war die Sache enträthselt. Unser Schiffscommandant ließ dem Viceadmiral sein Compliment mit dem Beysatze melden, daß es ihm sehr leid sey, durch Mißverständniß eine kleine Ungelegenheit verursachet zu haben. Das beste dabey war, daß der Kanonenschuß außer den Verlust des Mastes ihnen gar keinen Schaden zufügte. Die Scheerschiffe blieben zurück, um in dem anbefohlenen Gewässer zu kreuzen, wir aber setzten unseren Cours fort. Der heftige Wind verwandelte sich mit Aufgang der Sonne in ein leises Lüftchen, so daß wir drey ganze Tage fast nicht von der Stelle kamen. Diese Windstille erinnerte mich lebhaft an

meine erste unglückliche Reise mit dem holländischen Schiffe und ließ mir daher nichts gutes ahnden; doch dem Himmel sey Dank, meine Ahndung war dießmahl falsch, denn es folgte darauf zwar ein heftiger Wind, der uns aber keineswegs nachtheilig, sondern nur unangenehm war; er beförderte vielmehr unsere Reise, so daß wir in einigen Tagen schon Algier sahen, und in einer weiten Entfernung davon ankerten.

Sobald wir uns zu erkennen gaben, wurden wir von der Stadt, die uns eben erwartete, mit 21 Kanonenschüssen begrüsset, welche wir Schuß nach Schuß beantworteten. Darauf erschien unser Consul, der uns die Versicherung brachte, daß die am Lande gewöhnlich wüthende Pest gegenwärtig nicht herrsche. Unser Schiffcommandant begab sich daher ans Land um dem Dey den Tribut zu überreichen.

Den folgenden Tag kamen mehrere Große vom Dey, die bey ihrer Rückkehr mit 7 Kanonenschüßen beehret wurden. Sie brachten uns ein Gegengeschenk, welches in 4 Mastochsen, 8 ciprianischen Schafen, unterschiedlichem Federvieh, etlichen Körben weißen und schwarzen Sklavenbrods, Eyern, Schmalz und allerley Grünzeug bestand.

Unter allen diesen Dingen fielen mir vorzüglich die sonderbare Art Schafe auf. Sie waren von ciprianischer Race, hatten lange Schwänze, die sie auf dem Boden nachschleppten, und vier Hörner.

Diese sammt den Ochsen wurden geschlachtet, und das Fleisch unter die Mannschaft portionenweise vertheilet. Ein gleiches geschah mit dem weißen und schwarzen Brode. Letzteres ist von gemahlenen Dattelkörnern gebacken, schwarz wie die Erde, kugelförmig, von der Größe einer Semmel, und beynahe ungenießbar. Wir spielten Ball damit, und kugelten es am Verdecke herum, denn was war sonst damit zu machen? Selbst mein bis zum Holzkäuen gewohnter Gaum konnte es nicht vertragen. Wir hielten uns vier Tage hier auf, und füllten unsere Vorrathsbehältnisse gegen sehr geringe Kosten mit den besten Lebensmitteln an; denn es war alles um einen Spottpreis zu haben. Eine Henne z. B. kostete vier Muschonen, nach unserem Gelde 4 kr. ein Stück schneeweißes Brod, welches 26 Loth wog, erhielt man für 2 Muschonen, nur war das Brod etwas geschmacklos, weil es ungesalzen war.

Der vortrefflichste spanische Wein, die feinsten neapolitanischen Mehlspeisen, als: Macaran u. d. gl. die ihre Kappern als Beute hierher bringen, sind um auffallend geringe Preise zu erkaufen. Als man uns mit der Schaluppe auch Wasser an Bord brachte, wurde zum Einschiffen desselben doppelte Wache gestellt, um die zudringende Mannschaft vom gähen Trinken abzuhalten, welches wie allgemein bekannt, den Heißdurstigen äußerst schädlich ist. Allein diese Vorsicht half wenig, das Bedürfniß zu trinken war zu groß, die Wache wurde über den Haufen gerannt,

einer erdrückte fast den andern, alle fielen, (unter diesen war ich nicht der letzte) wie unsinnig über das Wasser her.

Es wird, wenn doch einst der unglückliche Tantalus nach versöhnten Götterzorne mit dem schon seit Jahrtausenden seinen lechzenden Gaum fliehenden Wasser sich laben wird, auch nicht gieriger in dasselbe fallen, als wir es thaten, denn sein Bedürfniß ist vielleicht auch nicht dringender, als das unsrigewar. Dermahl will ich von diesem berühmten Räuberneste nichts mehr melden, aber ich denke mit Schauder an dasjenige, was ich noch davon werde sagen müssen.

Sechszehentes Capitel.

Abreise von Algier. Beschreibung von Tanger und der Festung Gibraltar.

Nach einem viertägigen Aufenthalte gingen wir bey Nachtszeit wieder unter Segel, und richteten unsern Lauf nach der Meerenge Gibraltar. Während dieses Courses war uns nichts sonderliches begegnet, als das einzige, daß, da wir von der Meerenge auf guten Wind lauerten, uns drey englische Kriegsschiffe entgegen kamen. Unser Schiffcommandant sandte seine Schaluppe mit einem Seeofficier an sie, durch welchen er dem englischen Commandanten sein Compliment melden ließ. Auch wollten wir ihn nach Seegewohnheit mit 21 Kanonenschüßen beehren; allein derselbe verbath sich dieses, weil seine ganze Batterie scharf geladen war, und er sich nicht die Mühe nehmen wollte, die Kugeln daraus zu nehmen. Wir hatten uns hier viele

Tage verweilet, denn wir mußten wegen starker Corrent um nicht Gefahr zu laufen, den besten Wind abwarten. Das Meer fließt gewöhnlich sechs Stund gegen West, und eben so viele gegen Ost in so schnellen Strömen, daß man der Corrent entgegensegelnd mit dem heftigsten Winde nicht mehr als höchstens vier wälsche Meilen in einer Stunde zurücklegt, da man mit demselben im hohen Meere zehn bis zwölf stündlich vorwärts kommen würde. Dieses erfuhren wir diesmahl nicht minder, weil wir mit dem herrlichsten Winde, den wir abgewartet hatten, doch immer nur im Schneckengange fortschlichen, bis endlich das Meer seinen Lauf umkehrte und wir pfeilschnell die Meerenge Gibraltar vorüber flogen, wo wir bald den Hafen Tanger erreichten, in dessen Grunde wir glücklich ankerten.

Hier wurde der maroccanische Tribut ans Land gebracht und überreicht, gegen welchen man uns wie in Algier verschiedene Geschenke von Lebensmitteln an Bord brachte.

Tanger ist eine Stadt des Kaisers vom Marocco in Africa an der Ecke der Strasse von Gribraltar. Sie ist nicht gar groß, zählt beyläufig 2500 Häuser, und 25,000 Einwohner, ist aber mit festen Ringmauern und Geschütz wohl versehen. Das Aussehen der Gebäude ist gothisch und uralt. Es gibt hier keine süsse Wasserquellrn, das Wasser wird von entfernten Orten auf Kameelen hierher gebracht und muß daher gekauft werden. Oestlich von der Stadt ist eine große Ebene,

wo die Türken zu Fuß und zu Pferde Feuer exercirten. Ich mußte mich über die außerordentliche Geschwindigkeit ihrer Pferde wundern, die zwar kleiner als die unsrigen sind, aber wie Rehe flogen. Da hier ein gefährlicher Hafen ist, wo die Anker keinen sicheren Angriff finden, und daher der mindeste Sturm viel Unglück verursachen kann, so wollten wir uns nicht lange da verweilen, und warteten nur den Zeitpunkt ab, bis die Corrent ihren Lauf gegen Ost zu nehmen anfing; dann lichteten wir unsere Anker und segelten weiter. Mit Tagesanbruch warfen wir ihn wieder unter der Festung Gibraltar, die wir mit 17 Kanonenschüssen begrüßten. Ein kleiner Canal scheidet diese englische Insel, welche 10 wälsche Meilen von der Meerenge entfernt ist, nordseits von Spanien. Die Festung Gibraltar könnte wohl unüberwindlich genannt werden, wenn doch irgend eine noch unüberwindlich ist.

Die ganze Insel macht von der Seite, als ich sie sah, fast einen Berg aus, der von der Meeresfläche bis an den Gipfel eine ziemliche Höhe mißt. Er ist mit vielen Minen durchschnitten, in deren jeder eine Kanone oder ein Mörser sich befindet. Eine mit vielen Kanonen besetzte Ringmauer erstrecket sich längst dem Gestade von Nord bis Ost, die überdies auch mit vielen Sturmwalzen versehen ist, welche auf den stürmenden Feind herabzulassen bestimmt sind. In der Stadt stehen die Lebensmittel in einem erstaunlich hohen Preise, nur an Fischen herrschet Ueberfluß.

Sie-

Siebenzehntes Capitel.

Leonhard Eisenschmieds mißlungener Entweichungsplan.

Es lagen im Hafen von Gibraltar zwey portugiesische Kriegsschiffe und einige englische Fregatten, welche ihrer besonderen Schönheit wegen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen, und plötzlich den Wunsch in mir rege machten, unter einigen ihrer reizenden Segel meine Venezianer verlassen zu können. Der Anblick dieser schönen Schiffe hatte wirklich einen gefährlichen Eindruck auf mich gemacht, ich schloß sogleich auf den Charakter ihrer Bewohner, diese dachte ich, müssen ganz andere Leute als deine rohen Venetianer seyn.

Es hatte mich schon längst verdrossen, daß, da ich mich zu höheren Verrichtungen fähig fühlte, doch unter den Venezianern, wegen ihres dummen Natio-

nalhaßes gegen die Deutschen niemahl an eine Beförderung zu gedenken war; dann auch, weil hier der gemeine Mann, um befördert zu werden, keine Geschicklichkeit, sondern nur Geld oder wohl auch — ein schönes Weib nöthig hatte. Da ich also weder eines noch das andere besaß, folglich schlechterdings keine Aussichten hatte, unter dieser Nation jemahls irgend auf einen grünen Zweig zu gelangen, so mußte mir natürlicherweise der durch den Reiz der schönen Ausländerschiffe entstandene Desertionsgedanke ein willkommener Gast seyn, den ich so lang in mir nährte, bis er sich zu einem vollkommenen Plan ausbildete, und denselben auszuführen ich weder Mühe noch Gefahr achtete.

Da ich mit diesem Gedanken beschäftigt war, fiel mir ein, um Erlaubniß zu bitten, daß ich an das Land spazieren gehen dürfte, von welchem ich mich dann auf eine englische Fregatte begeben, und nicht wieder zurückkehren wollte. Ich versuchte es, aber es gelang mir nicht, denn ich erhielt keine Erlaubniß. Ueber diese hartnäckige Verweigerung noch mehr aufgebracht, sann ich nun auf andere Mittel, und beschloß meinen Zweck durch das Schwimmen zu erreichen. Zwar war ich in der Schwimmkunst noch kein Meister, jedoch glaubte ich durch meine öfteren Uebungen und Entschlossenheit bey guter Witterung eine nicht weit entfernte englische Fregatte sicher zu erreichen. Meine Absicht war, mich in der Nacht mittels eines Strickes ganz sachte ins Wasser zu lassen, und zu wandern.

Mein Plan war ausgedacht, und meine nächtliche Ausführung festgesetzt. Es wurde Abend, ich stand auf dem Verdecke, und blickte mit Sehnsucht auf die englischen Fregatten hinüber.

Diese Nacht also dachte ich, wirst du durch Muth und gutes Glück deinem Schicksale eine bessere Wendung geben. Ich prüfte durch lebhafte Vorstellung noch einmahl meine Schwimmkräfte und betrachtete die Entlegenheit der englischen Schiffe, die mich eben nicht zittern machte. Ich fühlte mich nervicht genug, die stille See bis zu jenem Ziele zu durchrudern. Freylich hatte ich noch keine so schwere Probe gemacht; aber dazu war jetzt die schönste Gelegenheit, da es sich um Gründung meines künftigen Glückes handelte. Ich glaubte nicht unklug zu handeln, wenn ich zum letzten Mahle am Bord meiner Fregatte noch ein Schläfchen machte, um mich durch Sammlung mehrerer Kräfte zum wichtigen Schritte desto besser vorzubereiten. Allein, was kann oft ein Zufall nicht augenblicklich vernichten! Ich mochte etwa eine gute Stunde geschlafen haben, als ein lärmendes Guarda la Cagnia! hüthe dich vor dem Cagnia, welches vom Vordertheile des Schiffes erscholl, mich plötzlich weckte.

Ich richtete mich auf, blickte über Bord, und erschrack nicht wenig, als ich etliche dieser ungeheuern Raubfische Cagnia nächst dem Schiffe herumschwimmen sah. Nun war es mit meinem schönen Plane geschehen, wenn ich nicht aus Tollkühnheit wahrscheinlich

diesen Raubfischen zur Beute werden wollte; denn ich wußte aus der Schreckensscene zu Zante, wie höchst gefährlich diese Seeungeheuer den Schwimmern sind, da sie solche grimmig angehen, und augenblicklich verzehren. Meine vorhabende Flucht könnte auch mich in so einem unfreundlichen Rachen geführt haben, aus dem ich vielleicht nicht so wunderbar wie Jonas unversehrt wäre ausgespien worden. Meine Flucht blieb also mit der Hoffnung aufgeschoben, sie ein andermahl mit weniger Lebensgefahr zu ergreifen.

Da ich immer mit Desertionsgedanken umging, so hatte ich alle Vorsicht nöthig, daß nicht mein Aeußerliches zum Verräther meiner Gesinnungen werden möchte; denn schon der geringste Verdacht einer Unzufriedenheit mit meinem Stande wäre genug gewesen, die rachsüchtigen Venezianer dahin zu vermögen, durch Einschränkung meiner ohnedieß kleinen Freyheiten auch eine künftigen Ausführung unmöglich zu machen.

Achtzehntes Capitel.

Beschreibung des feuerspeienden Berges Aetna in Sizilien. Höchst gefährliche Reise. Sieg in einem Seetreffen.

Ich sah auch die reitzbaren englischen Schiffe nicht mehr lange; denn wir hatten kaum einigen Vorrath an Wasser gemacht, als man sogleich die Anker lichtete, und wieder unter Segel ging. Das Meer strömte westwärts. Ein gewaltiger Westwind beschleunigte unsere Fahrt, der nach und nach in einen fürchterlichen Sturm ausartete. Die Blitze erleuchteten die felsenhoch gethürmten Wellen, die mit furchtbarem Geräusche über das Schiff schlugen, und es so sehr überschwemmten, daß wir manchmahl bis an die Waden im Wasser standen. — Mich traf eben die Wache am Vordertheile des Schiffes. Ein Blitzstrahl fuhr mir vorüber und streifte den Vordermast. Alles stürzte be-

täubt zu Boden. Ein allgemeines Schrecken verbreitete sich unter uns, als wir uns wieder aufrichteten. Langsam und zurückbebend schlichen wir zum beschädigten Maste, um ihn zu untersuchen. Er war zum Glück nur ein wenig aufgerissen; doch hätten wir es nicht mehr wagen dürfen, den großen Segel aufzuspannen, weil wir sonst befürchten mußten, den ganzen Mast zu verlieren. Zudem hatten wirs gar nicht nöthig, weil der Wind so heftig war, daß wir mit einem einzigen Segel stündlich 12 bis 15 Meilen zurücklegten. Dieser gefährliche, zugleich aber auch vortheilhafte Sturm begleitete uns bis ins Gewässer von Capo Spartivento in Sizilien, wo wir dann etwelche Tage Windstille feyerten, und bey nächtlicher Weile den feyerspeienden Berg Aetna oder Monte-Gibello, wie ihn die Sizilianer nennen, betrachteten. Er machte ein gräuliches Geräusch, bald stieß er sein Feuer bis an den Himmel hinan: es stieg zugleich ein dicker Wirbel von Asche und Dampf, wie siedende Wellen aus seinem brennenden Kratter heraus, bald brüllte er wieder aus seinem tiefen fürchterlichen Schlunde, und spie die glühenden Felsen in die Luft.

Dieser Berg ist felsicht; mehr kahl als bewachsen, hat unten an seinem Fuße einen großen Umfang, der sich bis zur Höhe, wo er seine fürchterliche Oeffnung hat, allmählig verliert. Bey Tag bemerkte ich ein minderes Brüllen in seinem Schlunde, und sah nur schwarzen Rauch wirbelförmig empor steigen.

Die gegenwärtige Windstille wäre uns wohl angenehm gewesen, um uns nach überstandenen Beschwerlichkeiten ein wenig zu erhohlen, wenn wir nur mit Lebensmitteln versehen gewesen wären: denn unser Vorrath, den wir in Algier gemacht hatten, begann schon gefährlich abzunehmen. Da wir zu Gibraltar wegen der großen Theurung nichts einkaufen konnten, so beschlossen wir in Trapani zu ankern; allein als wir da anlangten, hatten wir einen zu günstigen Wind, als daß wir ihn nicht hätten benützen sollen. Wir segelten also weiter und sahen uns in einigen Stunden betrogen. Eine feyerliche Stille trat an die Stelle des vorhin sanft wehenden Windes, nur bey Nachtszeit trieb uns endlich ein leises Lüftchen doch noch so weit, daß wir die Insel Zante sehen konnten. Hier saßen wir wieder fünfzehn Tage wie an einem Puncte angeschraubet. Dieses ist ein höchst trauriger Umstand für ein Schiff, das Mangel zu befürchten hat. Es waren schon alle übrigen Lebensmittel bis auf einen sehr mäßigen Vorrath an stinkenden Wasser und Zwieback verzehret. Daraus war also zu befürchten, daß, wenn die Windstille noch länger anhalten sollte, das gewöhnliche Maß Wasser sammt dem Zwiebacke verkleinert werden müßte, das ohnehin schon so klein war, daß es uns kaum noch bey Leben erhielt. Die Winde schienen uns zum besten zu haben, denn kaum hatten wir die Segel nach einem gerichtet, als er plötzlich verschwand, und einem andern die Hand both, mit dem es uns auf gleiche Art erging.

Mit schmerzlicher Sehnsucht blickten wir auf die Gebirge unseres Ziels hin, ohne sie erreichen zu können. Jedes kleine aufsteigende Wölkchen belebte neuerdings unserere Hoffnung, daß vielleicht dieses der Vorbothe eines günstigen Windes sey. Endlich brachte eine Nacht auf ihren schwarzen Fittigen auch für uns eine glückliche Aenderung: es erhob sich ein Wind, der uns glücklich in den Hafen Zante zog, in welchem wir nach einer Abwesenheit von 2 Monathen und einigen Tagen glücklich unsere Anker warfen.

Nun konnten wir uns wieder bey gutem Weine und frischen Lebensmitteln erhohlen. Diese frischen Bissen schmeckten manchen so gut, daß sie darüber krank wurden, weil sie bey geschwächtem Magen mit einem Mahle gar zu gierig über Wein und Speisen herfielen; auch ich war keiner der letzten: allein, mir schadete nichts, denn die schmale Küche bey meinem einsamen Leben auf der Insel hat mich noch mehr zu Beschwerlichkeiten abgehärtet als sie.

Nachdem wir einige Wochen im Hafen lagen, erhielt unser Admiral aus Venedig den Befehl: sich mit etlichen Kriegsschiffen in das tunische Gewässer zu der Escadre des Viceadmirals zu begeben, um mit vereinigter Macht die Häfen des tunischen Reiches zu zerstören, wofern sie den siebenjährigen Kriege kein Ende machen wollten. Zu dieser Reise wurden auch wir bestimmt, welche mit eingehenden September, nachdem wir so wohl mit Lebensmitteln als auch Munition hin-

länglich gedecket waren, vor sich ging. Die kleine Flotte bestand in 3 Linienschiffen, 3 Fregatten, einem mit Rudern versehenen kleinen Jagdschiffe, und einem Transportschiffe mit Blokirungsmaterialien. Letzteres ließ uns vermuthen, daß wir einen heftigen Angriff auf die tunischen Städte in Afrika, Susa und Biserta im mittelländischen Meere, die unser Admiral schon anfangs des Krieges zerstöret hatte, werden machen müssen, um sie neuerdings in Schutt zu verwandeln. Wir hatten glücklich ohne mindesten Anstoß beynahe Malta erreicht. Hier stellte sich der Admiral als wollte er im Hafen ankern; allein, plötzlich schwenkte er die Segel, ließ Malta rechts liegen, und setzte seine Fahrt ins tunische Gewässer fort. Von einen uns begegnendem ragusaischen Schiffe erhielten wir die Nachricht, daß unter der neapolitanischen Festung und Handelsstadt Gallipoli, im Lande Otranto ein tunisches Schanbeck am Anker liege. Augenblicklich wurde die Reise dahin gerichtet. Alle Schiffe hatten hier holländische Flaggen ausgesteckt. Nun befahl uns der Admiral dem Schanbeck näher zu segeln, um es entweder zur Beute zu machen, oder in Grund zu bohren. Bey unserer Annäherung feuerte man aus der Festung mit schwerem Geschütze auf uns. Zum Glücke aber bohrte nur eine feindliche Kugel unser Schiff außer dem Wasser durch, wovon 3 Mann durch die Holzsplitter des Schiffes blessirt wurden. Die andern Kugeln sausten vor und rückwärts des Schiffes vorüber. Sobald unsere Kugeln das Schanbeck erreichten, hieb es die Ankertaue ab, und zog sich auf seichten Grund,

um uns nicht zur Beute zu werden: die Mannschaft aber flüchtete sich auf das Land, weil sie auf dem Schanbeck sich nichts gutes versprechen konnte. Als wir sahen, daß es nicht mehr erreicht werden könne, schickten wir unsere Schaluppe mit brennbaren Materialien dahin, um es anzuzünden. Während dasselbe brannte, umsegelten wir es unter stäter Kanonade, um den Feinden das Löschen zu verhindern. Bald verzehrten es die hoch emporsteigenden Flammen, denen es statt uns zur Beute geworden. Das Meer wurde mit dessen Asche bedecket; sein Abgrund empfing den Ueberrest seiner Branntrümmer.

Ich sah nun zum ersten Mahle die Bravour der Venezianer, bemerkte, daß mancher, der im Hafen die Rolle eines Tapferen spielte; sich da so geschmeidig hinter einen Mast stellte, daß es schien, er wünschte in diesem Augenblicke in eine Nadel verwandelt zu seyn.

Nach erhaltenem Siege kehrten wir zu unserm Admiral zurück, empfingen von ihm großes Lob, da er selbst auf unsere Fregatte kam, und uns zur Belohnung unserer Tapferkeit nach dem Hafen Trapani zu segeln beorderte, wo wir ohne einen wichtigen Vorfall gehabt zu haben, die Anker fallen ließen.

Neunzehntes Capitel.

Beschreibung von Trapani. Merkwürdigkeiten daselbst. Volksdummheit und unerhörte Bigotterie.

Nun hatten wir zum Lohn unserer Bravour einen Hafen, der uns wegen der bekannten gefährlichen Nordwinde beynahe allen den Untergang bereitet hätte. Wir hatten in keinem ein gefährlicheres Ungewitter überstanden, als in diesem, daher hielten wir immer ein Paar Beile in Bereitschaft um die Ankertaue entzwey zu hauen, wenn die Gefahr noch dringender würde. Man erzählte uns gleich beym Empfang ein Beyspiel von einem venezianischen Linienschiffe, das vor wenigen Jahren hier verunglückt war. Doch wir hatten ein besseres Schicksal, denn das Ungewitter dauerte nicht gar lange.

Trapani ist eine kleine Stadt mit einem unsichern Hafen in Sizilien, auf der westlichen Küste der Insel im Val di Mazara, liegt auf einer Halbinsel, oder auf einem schmalen Strich Landes, welches sich westseits in das Meer hinein erstrecket. Das Schloß Trapani del Monte, liegt nicht weit davon auf dem Berge Erix, wo ein berühmter Venustempel stand. Nördlich von der Stadt liegt eine kleine Insel Formige genannt, worauf eine kleine Festung steht, die mit wenig Mannschaft besetzt ist. Deßgleichen liegt westlich eine kleine Insel Favosana genannt, mit einem Castell, von welchem man weit in das Meer sieht, und allzeit eine Kanone abgefeuert wird, wenn sich ein fremdes Schiff demselben nahet. Diese Gewohnheit rührt von einer Verrätherey her, welche an der Festung Formige vor einigen Jahren geschehen war, da unter dieselbe ein barbarischer Kaper zur Nachtszeit ganz stille geschlichen, die Besatzung überfallen, und mit sich hinweg geführet hatte. Die Bewohner von Trapani sind als gute Seefahrer bekannt, und haben ihren größten Erwerb in den Korallen- und Fischfang, dann in den Salzquellen, wie auch einigen anderen Erzeugnissen der Insel, als: Marmor und Alabasterfabriken. Hier befinden sich viele adelige Familien. Die Insel ist wenigstens mit 20,000 Menschen bewohnt, worunter sich viel elendes Gesindel befindet.

Wir wollen uns nun ein bischen in der Stadt umsehen, was uns daselbst aufstößt.

Es gibt hier eine Menge Vagabunden, die man Lazaroni nennet, eine Gattung Leute, die zu allen niederträchtigen Handlungen aufgelegt sind, und deren gewöhnliche Geschäfte darin bestehen, daß sie die Fremden im Handel betriegen, ihnen Gasthäuser anweisen, wo jene, die nicht gut auf der Huth sind, Geld und Gesundheit verlieren. Dieses hätte ich beynahe an mir selbst erfahren, als ich mich eines Tages mit einem meiner Kameraden in die Stadt begab, um mir da etwas zu gute zu thun. Beym Eintritt wollte ich mich um ein gutes Wirthshaus erkundigen, wo man gegen billige Bezahlung Mittags essen und allenfalls auch übernachten könnte, wenn uns eine einfallende böse Witterung Abends nicht an Bord zu gehen erlauben wollte. Zu dieser Absicht kam mir eben so ein Kerl in Wurf, dessen Charakternahme in der Landessprache Lazaroni heißt; von diesem wurde meine Frage eher beantwortet, als sie mir aus dem Munde kam. Die Herren sind ja Fremde, sprach er mit höchst freundlicher Miene, als wir ihm begegneten, suchen ganz zuverläßig ein feines Gasthöfchen, wo sie sich bey gutem Weine, köstlichen Speisen, und hübschen Mädchen unterhalten wollen. O mir sind die Gusti der Herren Venezianer sehr wohl bekannt, versetzte er, und ich schmeichle mir also mit der Ehre Ihnen dienen zu können. Belieben sie nur mir zu folgen, fuhr er fort, ich weiß gewiß, Sie werden mit meiner Anweisung zufrieden seyn. Dieses allzuhöfliche Anerbiethen der Dienstleistung dieses unbekannten Kerls, mußte mir freylich verdächtig seyn; indeß beschloß ich auf der Huth zu seyn, und ihm doch

zu folgen; mein Gesellschafter aber strömte in Lobeserhebungen über die einnehmende Höflichkeit dieser Stadtbewohner aus. Der Kerl führte uns unter beständigen höflichen Discours endlich in ein Wirthshaus, wo wir mit noch mehr Höflichkeitsbezeugungen überhäuft wurden. Der Lazaroni blieb bey uns, mit welchem wir die Zeit bis Mittag verplaudern mußten. Jetzt wurde eine Tafel für fünf Personen gedeckt. Zwey anwesende Frauenzimmer, die uns gleich beym Eintritt mit außerordentlicher Zärtlichkeit empfangen halfen, erbathen sich die Ehre mit uns zu speisen. Diese zwey also, ich, mein Kamerad und der höfliche Quartieranweiser waren zusammen fünf. Man setzte sich in einen Zirkel um die Tafel. Mit einem Mahle verschwand die Geschwätzigkeit unsers Lazarons, der nun seine Plappermühle ziemlich zu stopfen anfing. Auch fehlte es den Frauenzimmern nicht an Appetit. Die Speisen, die man uns auffsetzte, waren eben nicht übel zubereitet, die auch meinem Kameraden wohl zu behagen schienen, und mir, der ich überhaupt nicht gerne müssig bey Tische sitze, würden sie nicht minder geschmecket haben, wenn nur unsere Gesellschaftsdamen etwas reinere Hände gehabt, und diese nicht von eckelhaften Pocken gestrotzt hätten.

Als das Mittagsmahl zu Ende ging, fragten uns die Frauenzimmer mit einer Art zudringlicher Zärtlichkeit: ob wir denn nicht noch ein Stündchen bey ihnen verweilen und nach genossener Mahlzeit der Ruhe genießen wollten? Ich wollte diese Güte mit der Ein=

wendung ablehnen, daß ich noch viele Verrichtungen in der Stadt hätte, und überhaupt nicht länger ungelegen seyn wollte; allein sie fingen sogleich einen lebhaften Discours an, der mit Complimenten und Schäckereyen vermengt war. Unter andern sprachen sie vieles im Tone des schmerzlichsten Mitleids über die Beschwerlichkeiten unserer Seereisen, von denen wir ihnen ein und anderes erzählen mußten, und daß es wohl billig wäre, wenn wir uns hier am Lande durch den Genuß mancher Ergötzlichkeiten ein bischen erhohlten, wozu sie vorzüglich diesen Tag recht angenehm zu machen gern das ihrige beytragen wollten. Mein Kamerad der nicht einsah, auf was diese Worte abzielten, sagte in illirischer Sprache: Das sind höfliche Mädchen. Er wollte sich eben dazu bequemen um länger hier zu verweilen, als ich mit Hastigkeit um die Rechnung fragte, und nach Bezahlung derselben schnell die Thüre suchte. Mein Kamerad folgte mir mit Unwillen, machte mir über mein unartiges Entfliehen Vorwürfe, und bewunderte die bezaubernde Artigkeit der beyden Frauenzimmer; ich aber wunderte mich vielmehr über unsern Conto, weil ich mich nicht entsinnen konnte, je in meinem Leben ein so theures Mittagessen genossen zu haben, welches mich um so mehr befremdete, da ich wußte, in was für billigen Preisen hier alle Lebensmittel standen. Unsers wohlmeinenden Quartieranweisers hätte ich bald vergessen. Dieser hatte sich bey Tisch und Gesellschaft sehr wohl divertirt, und war beym Hinweggehen fast nicht vom Halse zu bringen. Er versicherte, daß in dieser schönen Stadt viele Merk-

würdigkeiten zu sehen wären, welche zu zeigen er sich mit hundert Complimenten erboth. Ich wollte diese allzugroße Gefälligkeit durch allerhand Einwendungen ablehnen, auch gab ich ihm wohl öfters deutlich zu verstehen, daß ich ihn gern los wäre; allein, es half nichts, er beharrte darauf, er müße uns mit den Seltenheiten der Stadt bekannt machen, da es ohnedieß nur einen kleinen Spatziergang koste, ihm zu folgen und uns gewiß nicht reuen würde. Endlich wurde ich doch neugierig, welche Denkmähler es etwa wohl hier geben könne. Wir gingen zuerst in eine Kirche, wo der neapolitanische Schutzpatron St. Genaro verehret wird. Ich schauderte zurück, als ich sogleich beym Eintritte rings um die Kirchenwände mit gekleideten Leichen behängt sah. Der Anblick dieser maskirten Todtengestalten mußte für einem Fremden allerdings entsetzlich seyn. Einige dieser gräßlichen Gesichter waren dunkelbraun, andere kohlschwarz. Mancher hatte den Mund weit offen, und die Augen fürchterlich verdrehet. Wieder andere starrten uns mit offenen Augen gerade an, daß wir sie vor Grausen nicht wieder ansehen konnten. Ich fragte nun den Lazaron, was das zu bedeuten habe! Je nun erwiederte er, das waren Leute, die Gott in einen besonderen Grade der Vollkommenheit gedienet, daß ist, einen heiligen Lebenswandel geführet haben, weßwegen man sie zu ihren ewigen Andenken und zu unserer Nachahmung hier aufbewahret. Während ich nun einen so starren Heiligen, der noch fast ganz neue Kleider hatte, aufmerksam betrachtete, versuchte Herr Lazaron mir das

Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen; ich aber wurde es gewahr, wandte mich plötzlich um, und gab ihm ein Paar derbe Ohrfeigen; er steckte sie ein und schlich betroffen zur Kirchthüre hinaus. Diese mag wohl die beste Gelegenheit gewesen seyn, ihn zu entfernen.

Es war hier ein ansäßiger Kroat, mit welchem ich ungefähr bekannt wurde; diesen fragte ich einst: wie lang denn jene starren Heiligen in der St. Gerokirche zum Lohne ihrer Verdienste am Nagel hängen dürfen? Er antwortete mir: daß sie nimmermehr herabgenommen werden, und mancher schon viele Jahrhunderte so hänge. Ich äußerte meine Verwunderung über den Umstand, daß sie nicht verwesen. Ja, dieses können sie freylich nicht einsehen, versetzte er, ich werde es ihnen aber sogleich begreiflich machen: Die Körper jener Personen, die nach dem Urtheile dieses dummen Volkes einen heiligen Lebenswandel führen, werden ordentlich von allem Eingeweide befreyet, und dann in einen zu dieser religiosen Verrichtung eigends bestimmten Backofen gebacken; worauf sie erst in die Kirche gestellt werden, und so etliche Jahrhunderte unverwesen bleiben. Sie können wohl noch lächerlichere Auftritte bey dieser bigottischen Nation sehen, fuhr er fort, sie dürfen heute nur mit der Prozession gehen, so werden sie Stoff genug zum Lachen bekommen. Die Gemeinde hatte nähmlich bereits schon zum zweyten Mahle ihren heiligen Genaro um Regen gebethen, doch ist ihre Bitte von ihm nicht erhöret worden. Nun

werden sie mit ihm den dritten und letzten Versuch machen. Ich will ihnen nichts weiter sagen, denn, was ich ihnen noch zu sagen hätte, werden sie weit schöner finden, wenn sie es selbst sehen und hören. Nur verlieren sie keine Zeit mehr, wenn ihnen an dem Spaß was gelegen ist, denn die Gemeinde wird schon in der Kirche versammelt seyn. Mengen sie sich nur unter sie hinein, und folgen sie der Prozession bis zu Ende, ich bin versichert, daß es sie nicht reuen wird. Von Neugierde getrieben, eilte ich nun der Kirche zu, in und außer welcher eine Menge Volks versammelt war. Bald brachte man die schön gemahlte hölzerne Statue des heiligen Genaro zur Kirche hinaus, und nun gings im Gedränge vorwärts. Ich eilte mit ihnen fort. Die Prozession ging durchs Stadtthor hinaus einer Brücke zu, wo sie Halt machte. Ich wurde begierig was hier geschehen sollte, sah aber mit Erstaunen bald, daß man den Heiligen ergriff, und ihn bis an den Hals ins Wasser tauchte, worauf alles mit andächtiger Stimme schrie: O San Genaro! fai miracoli, o te gettìamo nell' aqua. (O heiliger Genaro! wirke Wunder, oder wir werfen dich ins Wasser). Als sie diese Worte einige Mahl wiederhohlt hatten, zogen sie ihn wieder aus dem Wasser, und trugen ihn prozessionweise zurück in seine Kirche. Ob er durch diese Drohung zur Hülfe bewogen worden, und Wunder gewirket habe: kann ich eben nicht sagen, wenigstens hat es, solang ich im Orte geblieben war, nicht geregnet. Er muß aber sehr unerschrocken seyn, der gute hölzerne Heilige, daß er nicht auf der Stelle den

Wol=

Wolken das Regnen geboth, da man ihn alle Augenblicke zu ersäufen drohte. Ich sah nun das, was mir der Kroat sagte, bestättigt, und hätte nie geglaubt, daß die Thorheit der Menschen hier so weit gehen könne, wenn mich nicht Aug und Ohr überzeugt hätten. —

Zwanzigstes Capitel.

Reitzende Insel Schwarit in Afrika. Wilde Menschenrace nebst ihren Sitten.

Der Admiral schien uns dießmahl verschonen zu wollen, weil er uns so lange Zeit müßig im Hafen liegen ließ. Freylich war uns der lange Aufenthalt allhier aus dem Grunde eben nicht unangenehm, weil da die Lebensmittel sehr wohlfeil waren, jedoch sind uns die Betriegereyen und Thorheiten der Nation schon zum Eckel geworden, und wir sehnten uns auf die Ankunft des Admirals, der auch endlich ankam, und uns durch den Befehl, wieder unter Segel zu gehen, den Weg zu künftigen Begebenheiten bahnte. Unsere Bestimmung war nach Tripoli, den Tribut zu überbringen.

Diese Reise war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Wir hatten anfangs immer Gegenwind, dar=

auf folgte eine Windstille, die uns fest an ein Plätzchen fesselte. Als wir endlich die Küste von Tripolt erreicht hatten, konnten wir im Hafen nicht einlaufen, weil die Einfahrt in demselben wegen der vielen verborgenen Sandbänke und Felsen sehr gefährlich ist, da wir noch überdieß schlimme Witterung hatten. Wir wollten uns daher keiner Gefahr aussetzen, sondern verließen diesen elenden Hafen, und segelten der Insel Schwarit zu, die an das tunische Reich grenzet, um uns an Wasser und Fischen einen Vorrath zu machen. Wir hatten bey heller Witterung kaum die Dattelbäume ersehen, als wir schon nicht mehr weiter und dem Lande näher kommen konnten, denn es war zu seicht. Nun ließen wir den Anker greifen, und rüsteten unser großes Boot mit 2 kleinen Kanonen aus. Dieses bestieg die bewaffnete Mannschaft. Ein anderes kleines Schinackel wurde mit Netzen und anderen zum Fischen gehörigen Geräthschaften versehen, und so ruderten wir dem Lande zu. Hier wurden wir in 3 Theile abgetheilt. Ein Theil der Mannschaft im großen Boote sammelte Wasser, der andere Theil mußte stets bewaffnet in Bereitschaft stehen, weil man in dieser Gegend eine Gattung Wilde wußte, welche, wenn sie schaarenweise kommen, den Schiffen gefährlich werden. Der dritte Theil fischte, wozu auch ich mich gesellte. Wir warfen unser Netz über hundert Klafter weit ins Meer. Als wir es ans Land zogen, sahen wir einen großen nackten schwarzbraunen Mann, mit einer Art Pistole in der Hand aus dem Dattelwalde uns entgegen kommen. Als er sah, daß wir ganz wenig Fische

gefangen hatten, gab er uns, nachdem wir seine arabische Sprache nicht verstehen konnten, durch Zeichen zu verstehen, daß wir ihm folgen sollten, er wollte uns an ein Ort führen, wo wir Fische großer Gattung nach der Menge fangen würden. Dieß wollten wir anfänglich aus Besorgniß nicht, weil der Wilde uns wohl zu einer Menge großer Gattung, aber nicht Fische, führen könnte. Doch entschlossen wir uns endlich, weil wir auch bewaffnet waren, daher es nur auf ein kleines Scharmützel angekommen wäre, wenn er uns auch hintergangen hätte. Wir vermutheten in dem Falle eben keine so große Versammlung anzutreffen, und schämten uns als geübte Seeleute so schlecht bewaffnete nackte Kerls zu fürchten. Er führte uns in eine Bucht, wo ein Meerbach sich eine halbe Stunde weit ins Land erstreckte. Diesen ruderten wir, nach des Wilden Anleitung, durch eine dichte Allee von Dattelbäumen, die von Früchten strotzten und zum Entzücken schön waren, hinauf. Als der Bach endlich zu Ende ging, sahen wir uns in einem ordentlichen Teiche. Hier, deutete uns der Wilde, sollten wir fischen. Wir streckten also unser Netz aus, und erstaunten, als wir damit über drey Zentner Fische ans Land zogen, von denen der kleinste 8 Pfund wog. Nun wollten wir nicht mehr fischen, sondern begnügten uns mit diesem reichlichen Fange.

Da die Gegend hier äußerst anzüglich war und einem Elisium glich, so durchschlichen wir sie ein bischen, weideten unser Auge an ihren Schönheiten und pflückten Datteln ab, welche eben schon reif waren. Nachdem wir mit sol=

chen die Taschen gefüllet hatten, sammelten wir uns wieder auf ein Plätzchen unter einem schattenreichen Dattelbaume, assen diese frischen Datteln mit Zwieback, von welchen letzteren wir dem Wilden auch gaben, der es mit besonderer Freude annahm, und uns dafür mit einer tiefen Verbeugung bis zur Erde dankte. Bald darauf kamen auch etwelche Weibspersonen mit vielen Kindern von diesen Wilden zu uns, welche alle Zwieback haben wollten. Wir konnten aber ihr Verlangen nicht erfüllen, weil wir selbst keines mehr hatten, gaben ihnen statt dessen einige Fische, die sie aufrissen und an die Sonne legten. Auf diese Art an der Sonnenhitze gebraten, oder vielmehr nur gedörrt, aßen sie die Fische.

Ich betrachtete mit Aufmerksamkeit die wilden Mädchen. Sie waren ganz Unschuld, Rohheit und Natur. Es kränkte mich in der That keinen Zwieback mehr zu haben, weil mich so ein Mädchen mit den zärtlichsten Gebärden um welches bath.

Ich ließ mir ein und anderes von der Sitte dieser Menschengattung erzählen. Unter andern sagte man mir, daß die Mütter den Ueberfluß ihrer Kinder in den ersten beßten Hafen schleppen, und sie an die Kapper verkaufen. Sie wohnen in Hütten, deren Wände aus den Aesten der Bäume geflochten sind. Ihre vorzügliche Nahrung sind Fische, Datteln und Wildprät, welch letzteres sie häufig schießen oder durch ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit fangen. Uebri-

gens kennen sie auch mehrere Gattungen Wurzeln, die sie theils an der Sonne gedörrt, theils frisch genießen. Die hiesige Landschaft, wie gesagt, ist wegen ihrer besondern Schönheit ein Vorgeschmack des Elisiums. Der Grund ist zwar etwas sandig, jedoch wachsen nebst den dichten Dattelwäldern auch viele andere genießbare Früchte und Gewächse. Die schönsten Ebenen, die kein Menschenauge übersehen kann, sind unbebaut; diese Wilde scheinen also keine Freunde von Arbeiten zu seyn, und leben nur von solchen Dingen, die ihnen die Natur ohne die geringste Hinzuthuung ihres Fleisses so zu sagen, in den Mund gibt.

Indeß findet man doch auch tiefer im Lande den schönsten Feldbau, der aber seine Cultur nicht diesen Wilden, sondern einem anderen gesitteterem Volke zu verdanken hat. So viel ich mich entsinnen kann, so war es im Anfange des November Monaths, als wir hier die Datteln eben alle reif und sehr gut fanden. Doch sind solche frisch vom Baume her, lange noch nicht so köstlich, als wenn man sie etliche Wochen liegen läßt.

Als wir nun hinlänglich ausgeruht, auch unsere Sinne an der Herrlichkeit dieser Landschaft erquicket hatten, machten wir uns wieder auf die Beine, und kehrten mit unseren erbeuteten Fischen den Bach zurück an dem Ort, wo die andern das Wasser sammelten. Hier trafen wir wieder einige Wilde beyderley Geschlechts mit sehr vielen Kindern, die unsere Leute

um Zwieback bathen, von welchen sie aber keines erhielten, weil wir selbst keinen Ueberfluß daran hatten. Das männliche Geschlecht, jung oder alt, war durchgehends mit einer Pistole versehen, auf welcher aber kein Feuerstein, sondern nur ein brennender Lunte ist, der mit dem Abdrucke einer Art Hahns den Deckel der Zündpfanne überstürtzt, und das Pulver anzündet, welche Gattung Geschütz aber wegen der stümpermässigen Arbeit mit unseren Pistolen gar nicht zu vergleichen ist.

Ein und Zwanzigstes Capitel.

Entrichtung des Tributs in Tripoli. Beschreibung dieses republikanischen Staats. Contumaz bey Malta. Außerordentliches Ungewitter, und höchst widrige Reise.

Als wir gefunden hatten, was wir suchten, ruderten wir mit beyden Fahrzeugen wieder zu unserer Fregatte, und gingen auch bald darauf unter Segel. Wir hatten einen günstigen Wind, der uns bald an den Hafen Tripoli zog, wo wir absichtlich ankerten, und dem Dey den bestimmten Tribut, dessen Summe mir nicht bekannt war, überreichten, gegen welchen wir, wie in Algier und Marocco ein Gegengeschenk erhielten, das noch mit 3 Strausen vermehret war.

Tripoli ist ein Stadt in Afrika in der Barbarey, von dem großen mittelländischen Meerbusen von Tunis, Egypten, und der Wüste Sara umgeben. Dieser Staat

bestehet aus 4 Provinzen, und wird von einem Dey, dem großen Divan, und den vornehmsten Bürgern, unter dem Schutze des Großsultans republikanisch regieret.

Die Einkünfte des Staates bestehen in dem Zoll der ein und ausgeführt werdenden Waaren, in den Taxen von den jüdischen, und christlichen Handelsleuten, dann in den Steuern vom Lande, wovon eine ansehnliche Summe für den Schutz entrichtet werden muß. Die Größe dieses Königreiches will man auf 4000 Quadrat Meilen annehmen. Der Boden ist sandig, troken, und zum Getreidbau nicht geeignet; aber Garten und Baumfrüchte der besten Gattung wachsen im Ueberflusse, und sind zu allen Zeiten zu haben. Auch wird viel Baumwolle und Seide erzeuget, wovon die feinsten Waaren fabriziert werden, wobey die ärmere Menschenclasse ihren Unterhalt findet.

Das Königreich hat viele Städte, Fleken, und Dörfer, und ist sehr bevölkert. Die Einwohner bestehen aus Türken, Mohren, Juden, und wenigen christlichen Kaufleuten. Der Sclavenhandel ist hier sehr bedeutend, und gewähret den Bewohnern große Reichthümer.

Die abgelegenen Gegenden sind mit wilden reissenden Thieren, und großen Schlangen bewohnet. Federwild ist im Ueberfluß. Die Lebensmittel, das Getreid ausgenommen, sind überhaupt in sehr niedern Preisen zu haben.

Die Religion, Gebräuche und Sitten sind mit jenen Bewohnern der Barbarey zu Algier, Tunis, und Marocco in der Hauptsache in nichts unterscheiden, ich beziehe mich daher auf die künftigen Capitel, wo von diesen Königreichen gehandelt werden wird.

Die Hauptstadt gleiches Nahmens liegt nahe an ihrem Hafen, der wegen seiner Größe viele Schiffe einnehmen kann, und die halbe Stadt einschließt. Auf einer Seite des Hafens liegt ein großer Felsen, auf welchem einige Thürme mit Batterien vom großen Geschütze prangen, die mit der Mündung gegen den Hafen gerichtet sind; auf der andern Seite tiefer im Meere ist ein festes Kastel gleichfalls mit schwerem Geschütze versehen, welches die Stadt, und den Hafen von feindlichen Anfällen schützet. Die Stadt ist ziemlich groß, bestehet aus 10,500 Häusern, und 60,000 Einwohuern, hat hohe starke Ringmauern, tiefe Gräben, und nur zwey Thore. Die Häuser sind alle nieder, ohne Ansehen, nur einen Stock hoch, mit flachen Dächern, die Fenster nicht zur Gassenseite, sondern im Hofe zu angebracht. Die Gässen sind enge, unrein, und werden nie gesäubert, weil die Türken überhaupt auf Reinlichkeit keine Rücksicht nehnem, und es für hinlänglich halten, wenn sie nur ihre Körper oft waschen.

Moscheen sind nur wenige hier, worunter eine einzige sehr schön und groß ist. Die P. P. des Franziskanerordens haben eine schöne Kirche, ein großes

Haus, worin sie ein Hospital für kranke Christensclaven unterhalten, und große Werke der Barmherzigkeit ausüben.

Die Juden haben eine Sinagoge hier, und bezahlen für die Bewilligung handeln zu dürfen, beträchliche Taxen, werden aber doch wenig geachtet.

Hier ist ein von Natur aus warmes Gesundheitsbad, von besonderer Schönheit und Bequemlichkeit, welches vor der Stadt in einer Quelle entspringt, und in einem prächtigen Saal in sehr vielen Abtheilungen zum öffentlichen Gebrauch in die Stadt geleitet wird. Wasserquelen sind keine in der Stadt; die Einwohner müssen sich also mit dem Regenwasser, welches mittels der Zisternen gesammelt wird, behelfen.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernet, liegt in einer schönen ebenen Gegend die neue Stadt Tripoli, wo die Einwohner beyder Städte die schönsten Gärten, und Lusthäuser haben.

Während der Zeit unseres Aufenthaltes, die uns auf unsere Strapatzen zur Ruhe bestimmt war, besuchte ich täglich die Stadt, sprach mit mehreren Christensclaven, denen ich über die Schilderung ihres harten Standes, und der unmenschlichen Behandlung manche Thräne weinte, unter welchen mir ein geborner Italiäner, unweit Triest zu Hause, der Weib und Kinder in seinem Vaterlande zu haben vorgab, von de-

nen er drey Jahre, während seiner Gefangenschaft nichts wußte, besonders das Herz bluten machte, und gegen welchen ich mich in meiner damahligen elenden Lage noch sehr glücklich schätzte.

Da der Hafen, auf den wir uns befanden, von den Stürmen öfters beunruhiget wurde, und wir hier nichts mehr zu suchen hatten, so wollten wir uns nicht länger aufhalten, sondern beschleunigten unsere Abreise aufs möglichste. Als wir den Anker lichten wollten, sahen wir uns in Gefahr auf eine Sandbank zu stossen, schenkten also diesen Hafen lieber unsern Anker, hieben seinen Tau ab, und segelten unter einer günstigen, doch sehr heftigen Witterung weiter. Unsere Reise wäre zwar wieder zurück nach Trapani gegangen: da wir aber die Insel Malta erreichet hatten, erhob sich ein heftiger Nordsturm, der uns in ihrem Hafen zu ankern zwang.

Da wir aus der Türkey kamen, so ward mit uns die gewöhnliche Contumaz, oder Untersuchung einer ansteckenden Seuche gehalten. Diese dauerte 27 Tage, während welchen wir weder in die Stadt, noch andere an unsern Bord kommen durften, und uns nur an einem beschränkten Orte gegen baares Geld das Nöthige herbey gebracht wurde. Unser Schiff ward nun während dieser Zeit von einer dazu bestimmten Person zweymahl folgender Gestalt geräuchert; erstlich wurde Stroh mit Ochsenklauen verbrannt, welches einen durchdringenden Gestank verursachet, der den mit

solcher Krankheit behafteten in Ohnmacht wirft. Zweytens wurde in ein mit Pech gefülltes Geschirr eine glühende Kugel geleget, durch welches ein nicht minderer Gestank und dichter Rauch entstehet. Im Falle jemand von uns mit solch einer ansteckenden Krankheit behaftet gewesen, und an dessen Wohlgeruch, und Rauch gestorben wäre, hätte man die Contumaz neuerdings angefangen, und so oft wiederhohlt, bis wir alle für rein erkannt worden wären. Auf diese Art müssen oft Schiffe 2 bis 3 Monathe contumazieren.

Wir hatten die Contumaz noch nicht gänzlich vollendet, als unser Admiral im Gefolge einiger Kriegsschiffe in diesen Hafen einlief. In wenigen Tagen beorderte uns derselbe segelfertig zu seyn, um das Gewässer von Malta bis Capo-Passaro zu durchkreuzen, weil einige von dort angekommene Speroner (kleine neapolitanische Schiffe, die allerley Proviant bringen) die Meldung gemacht hatten, daß sie von einem türkischen Schambeck verfolget wurden.

Da ich also dießmahl die Insel Malta nicht betreten hatte, mi folgenden Capitel aber wieder dahin kommen, mich länger daselbst verweilen, und die Merkwürdigkeiten aufsuchen werde, so finde ich es für schicksamer die Beschreibung dahin zu verschieben.

Wir segelten dem erhaltenem Befehle gemäß ohne Verzug, mit der Hoffnung, zu den bereits herannahenden Weihnachtsfeste wieder zurückkehren zu können, in das

bemeldte Gewässer ab, und streiften einige Tage mit der angenehmsten Witterung in diesen Gewässern, ohne einen Segel erblickt zu haben; allein bald änderte sich die schöne Witterung: ein gewaltiger Westwind erhob sich, der uns alle zu vernichten drohete. Er trieb die Grundwellen in Thurmhöhe, und zwang uns von unserem Kurse abzuweichen, um nicht unter der grimmigen Wuth beyder Elemente zu erliegen. Nur einen kleinen Segel ließen wir gespannt, alle übrigen wurden eingezogen. Der entsetzliche Anblick der Senkungen des Schiffes unter beständigem Wasserschöpfen, wie die am Maste hangende Segelstange ihre Spitze ins Meer tauchte, und die auf einer Seite befindlichen Personen durch so eine Senkung an die entgegen gesetzte hinstürzten, von welcher sie durch eine plötzliche Wendung wieder zurück geschleudert wurden, hat sich so tief in meine Seele gegraben, daß dessen Eindruck nur mit mir erlöschen wird. Dieser furchtbare Sturm verfolgte uns bis wir das Gebirg von Candia sahen, wo wir in einem Hafen zu ankern uns schmeichelten, welches aber ein zweyter Wind unmöglich machte, der uns zwar günstig, aber so heftig war, daß wir, um durch ihn keinen Mast zu verlieren, nur einige Segel anspannen durften, und doch in kurzer Zeit so weit getrieben wurden, daß wir in einer Entfernung von 80 welschen Meilen wieder Malta erblickten. Unser Entzücken war grenzenlos, und die Hoffnung in jenem Hafen wieder der süßen Ruhe zu geniessen, ließ uns in diesem Augenblicke alles vergessen, was uns bisher Tod, und Verderben drohete. — Aber Leider!

zu frühe — allzufrühe belebte uns dieser täuschende Traum — der alte feindliche Westwind verdrängte unsern gegenwärtigen günstigen, und zwang uns wieder umzukehren. Bald verloren wir Malta wieder aus unserm Gesichte, und banges Zagen trat an die Stelle der vorigen Freude. —

Wir wurden wieder, wie zuvor in das levantische Gewässer getrieben. Nun blieb uns nichts anders übrig, als unsern Kurs, so viel es uns der Wellen Ungestüm erlaubte, nach der Insel Cefalonia zu richten. Diese sahen wir endlich nach einigen Tagen, allein, da wir etwa 20 welsche Meilen von ihr entfernt waren, verschwand mit einem Mahle dieser Wind, und mit ihm unsere neue Hoffnung in Cefalonia zu ankern. Eine plötzliche Windstille herrschte auf der See, die uns fest an einem Standpunct hielt. Wie willkürlich spielen doch die muthwilligen Elemente mit dem armen Seefahrer! bald fallen sie ihn mit einer Heftigkeit an, daß er augenblicklich das unglückliche Opfer ihrer Wuth zu seyn glaubt, bald lächeln sie ihm wieder mit der freundlichsten Miene entgegen, um ihn aus einem sichern Hafen zu locken. Aber der erfahrne Seewanderer kennet diese schalkhaften Schmeichler, und trauet ihnen weder mit dem Dolche, noch mit der Blume in der Hand. Hier sassen wir also wie angeschraubt, und blickten hungrig nach der Insel Cefalonia hin. Hätte uns, den widrigen Ostwind ausgenommen, nur ein leises Lüftchen bewegt, so hätten wir überall einen Hafen erreichet; denn gegen West lag Cefalonia, ge-

gen Süd die Insel Zante, und gegen Nord Corfu. Mit Sehnsucht wünschten wir die Segel nach irgend einem Hafen zu drehen; aber vergebens waren unsere Wünsche.

Als uns die Nacht überfiel, brachen in Nord und Süd zwey Donnerwetter aus, die in der Mitte zusammen stießen, und sich über uns schwebend mit kreuzweise abgeschossenen Blitzpfeilen tapfer bekämpften. Fürchterlich war dieser Kampf für uns, und lange blieb der Sieg unentschieden; Endlich aber zog der Nord den kürzern, und der siegende Süd geboth uns den Lauf nach Corfu zu richten. Auch dieses Unheil wäre also überstanden! dürften wir denn jetzt noch nicht hoffen, mit Tages Anbruch in Corfu zu ankern? Nein, noch nicht — Der Tag brach an, und zeigte uns unser gutes Corfu rechts in einer weiten Entfernung, so, daß wir es mit diesem Winde gar nicht mehr erreichen konnten; denn unser Seeofficier hatte durch eine Irrung die Richtung des Laufes verfehlet.

Da die ungezogene Mannschaft auf den schuldtragenden Officier sehr aufgebracht war, so mußte sich selber, um nicht subordinationswidrig behandelt zu werden, in sein Gemach begeben, bis sich die erste Hitze legte. Nun beschloß man nach Cattaro zu segeln; aber zum Glücke wechselte der Wind mit einen vom Donnerwetter begleiteten Nord, als wir ungefähr 30 Meilen von Corfu entfernet waren. Schon warf die Nacht ihren schwarzen Flor über uns, als wir den

Ka-

Kanal von Corfu erreichet hatten. Finster war diese Nacht, wie das Reich der Verworfenen, und nur bisweilen ein Blitz schreckte unsere Augen mit dem Anblicke der schäumenden Wellen. Es stand nicht lange an, daß wir so einem wohlthätigen Blitze die Rettung vom Untergange verdankten; denn wir waren schon so nahe an einen emporragenden kleinen Felsen, daß wir ihm nur mit genauer Noth noch ausweichen konnten, als uns ein sonnenheller Blitz vor demselben warnte. Nach einem unter so manchen Widerwärtigkeiten und Gefahren zwey und dreyßig tägigen Herumkreuzen auf der See erreichten wir endlich den Hafen Corfu, ankerten, und ruheten aus.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Ruhe und Erhohlung in Corfu. Abreise nach Malta. Beschreibung dieser merkwürdigen Insel und Maltersitten.

Wie sehr wir dieser Ruhe bedurften, kann man sich vorstellen, wenn man erwäget, was wir auf dieser mit tausend Gefahren verbundenen mühesamen Reise gelitten haben. Wie betrübt war nicht unser Zustand! während der ganzen Zeit genossen wir weder eine warme Speise, noch einen ruhigen Schlaf, sondern immerwährende Todesfurcht begleitete uns. — Blaß wie die Leichen sahen wir aus, in durchgenäßten Kleidern, matt, und entkräftet schmachteten wir. — Eine Menge Kranke warf dieses unordentliche Leben auf das Lager, und todtenähnliche Gesunde mußten ihre Dienste verrichten. — Oft dankte ich Gott für meine gesunde und starke Leibesbeschaffenheit, die durch Strapatzen sehr abgehärtet,

mich jederzeit noch aufrecht erhielt, wenn fast alles um mich her sank. — Wenn ich oft keinen trocknen Faden am Leibe trug, mich von Mattigkeit hingerissen auf den Boden warf, und während der Wind meine Kleider am Leibe trocknete, oder auch oft das Wasser unter und neben mir floß, ruhete ich im sanften Schlummer. —

So vieler Ruhe wir auch jetzt nöthig hatten, um unsere erschöpften Kräfte einiger Maßen wieder zu sammeln, so durften wir doch nicht lange in diesem Hafen verweilen, sondern gingen in wenigen Tagen wieder unter Segel, um unsern Admiral zu überzeugen, daß wir noch existiren, der aus unserer so langen Abwesenheit nichts gutes ahnden konnte, und uns für verloren halten mußte. Eine sehr günstige Witterung reitzte uns, ihn sobald als möglich von dem Gegentheile zu überzeugen. Unsere Segel zogen wacker vorwärts, und liessen uns ohne Widerwärtigkeit Malta bald erreichen, wo wir den Admiral antrafen, der uns wie wir vermuthet hatten, längst für verloren gehalten, und also seine bey Leben erhaltenen Söhne mit ausnehmender Freude empfing. Er ließ zwey Schaluppen mit türkischer Musik an unsere Fregatte hängen, die den Einzug der Wiedergefundenen verherrlichten.

Der Admiral fand es für höchst billig uns durch längere Zeit vollkommen ausruhen zu lassen, und unsere entkräfteten Körper fanden es für nicht minder nothwendig.

Man fing sogleich an, sich zu reinigen, Wäsche und Kleidung zu wechseln, und zu mediciniren. Ich mit meiner Pferdsnatur war in wenigen Tagen wieder ganz hergestellt, und ging neubekräftet mit raschen Schritten ans Land spazieren, um mich mit selbem, und seinen Bewohnern bekannt zu machen, und die Seltsamkeiten zu bewundern.

Malta, eine Insel auf dem mittelländischen Meere, zwischen den Küsten von Africa und Sizilien, liegt von Africa 150, und von Sizilien nur 60 welsche Meilen entfernet, hat gegen Ost die Insel Candia, gegen Süd die Küste Tripoli in der Barbarey, gegen West die Inseln Pantelarea, Linoba, und Lampaduosa. Im Umfange hat sie ungefähr 20 deutsche Meilen, ohne die hiezu gehörigen und abgesöndert gegen West liegenden zwey kleinen Inseln Gozzo, und Comino. Die Hauptstadt auf dieser Insel heißt la Valetta, oder Citta nuova, welche schön, weitläufig, und überaus fest ist. Sie liegt auf 3 felsigen Halbinseln, welche nicht allein von der Natur und Kunst befestiget sind, sondern auch durch die festen Castele St. Elmo, St. Angelo, und Emanuel geschützet werden, deren jedes mit 3 Reihen Kanonen den Eingang der Feinde unmöglich macht. Diese Stadt hat einen sehr bequemen zweckmäßigen Hafen, der gegen alle Anfälle eine sichere Schutzwehre, und so tief ist, daß das größte Kriegsschiff sich ohne Gefahr fest ans Ufer stellen kann. Die Einfahrt in demselben ist sehr eng, und kann durch die an beyden Ufern mit

Ketten befestigten dicken Bäume gesperret werden. Hier sind mehrere Mönchs- und Frauenklöster. Das schöne Hospital der Malteser Ritter, in welchem jährlich zur Unterhaltung der Armen und Kranken 25 bis 30,000 Kronen verwendet, und die Kranken selbst von den Rittern mit Silberservice auf das köstliche bedienet werden, gehört unter die Merkwürdigkeiten dieses Ortes. Dieses Hospital ist auch zugleich eine Freystadt, wohin sich diejenigen Personen, die ein unverschuldetes Unglück erlitten haben, zu ihrer Unterkunft begeben können. Die zweyte Stadt, so in der Mitte der Insel stehet, und viel kleiner ist, heißt Malta, oder Citta Vechia, und ist der Sitz des Bischofs. Diese Insel hat nur gedachte 2 Städte, deren Bewohner vermöglich sind, aber sehr viele kleine Flecken und Dörfer, deren Einwohner wegen den unfruchtbaren Boden, und Mangel anderer Erwerbsquelen meistens arm sind.

Die Städte müssen überhaupt wegen ihrer angenehmen Lage, ihrer vielen Erlustigungsörter, und äußerst höflichen Einwohner nothwendig jeden Fremden, der Gefühl und Empfänglichkeit für diese Vorzüge hat, äußerst gefallen.

Unter die Merkwürdigkeiten gehöret die mit Kunst, und vielen Kosten von Süd über die ganze Inselbreite gebaute Wasserleitung, die die Zisternen beyder Städte mit den besten Wasser versehen.

Diese Insel ist vor Zeiten unter der Bothmäßigkeit des africanischen Prinzen Battus gestanden, und nachher von den Carthaginensern erobert worden, die aber bald wieder von den Römern vertrieben wurden, welche diese Insel lange mit einen Gouverneur unter dem Titel eines Fürsten regieret haben. Endlich bemächtigten sich im 9ten Jahrhunderte die Araber dieser Insel, die ihnen im Jahre 1190 von Sizilien wieder abgenommen wurde. Als die Türken Rhodis erobert hatten, und der Großmeister des Johanniter Ordens mit seinen geistlichen Rittern als Vertheidiger des Christenthums keinen eigenen Aufenthaltsort hatte, so hat Kaiser Karl der Vte im Jahre 1530, diese Insel den Johanniter, und Rhodiser Rittern mit allen Rechten eingeräumet, von welcher Zeit an sie Malteser Ritter heissen. Das Oberhaupt des Ordens, oder Großmeister residirt stets auf dieser Insel in der Hauptstadt la Valetta, und hat etwa 100000 Thaler zu seiner freyen Disposition. Es liegen auch in Deutschland, Frankreich, Italien, und andern europäischen Königreichen, Meisterthümer, Priorate, Baleyen, und Komendereyen, die von den Rittern verwaltet werden, und in Zungen eingetheilet sind.

Diese Ritter dürfen sich nicht verehlichen, und müssen ihrer Verlobung gemäß, lebenslang gegen die Ungläubigen streiten; daher wurden immerfort einige Galeeren unterhalten, um auf türkische Schiffe zu kreuzen.

Nach der angenommenen Regel kann kein geborner Malteser Ordensritter werden; allein dessen ungeachtet werden es Malteser Söhne, dieß geschieht auf folgende Art: Der Malteser, der einen Sohn als Ordensritter zu haben wünschet, verschickt seine schwangere Gattinn, in der Hoffnung, daß sie einen Sohn trage, in einem andern Staat zur Entbindung. Ist es ein Mädchen, je nu, so sind die Reisekosten vergeblich verwendet, welche ein so ehrgeitziger Vater gern aufopfert, ist es aber ein Knabe; so wird er als Ausländer betrachtet, kann Ordensritter werden, und die stolze Mutter kehrt triumphirend nach Malta in die Arme ihres vor Freude entzückten Gatten zurück.

Zum Getreidebau ist diese Insel wegen des sandigen Bodens nicht sonderlich geeignet, obschon die Ritter während ihres Besitzes alles Mögliche zur Verbesserung angewendet, und viel Erdreich mit großen Kosten von Africa haben hieher führen lassen. Indessen ist hier an Getreid nie ein Mangel, weil solches von Sizilien häufig hieher gebracht wird. Fische vieler Gattungen sind hier in Ueberfluß um geringe Preise zu haben. Es wird feine Baumwolle gebauet, und eine Menge Zucker und Honig erzeuget, womit großer Handel getrieben wird. Es wächst zwar wenig, aber ein vortreflicher Wein, und eine vorzügliche Art Melonen. Ueberdieß ist der Grund zu allen Gattungen Baumfrüchten, als Zitronen, Pomeranzen, Feigen, u. d. gl. besonders geeignet, wovon es von allen einen Ueberfluß gibt. Die Hitze bey Tag und Nacht ist uner-

träglich, und die großen Wassermücken, die sich aller Orten verbreiten, sind eine wahre Plage der Bewohner dieser Insel. Die Zahl der Einwohner ist merklich gewachsen; man schätzte sie im Jahre 1792 als ich mich da befand, ohne Fremde auf 140,000 Menschen. In den Städten ist die italiänische, und auf dem Lande die arabisch verdorbene Sprache üblich.

Obschon übrigens die Erörterung deßjenigen, was Malta nach meiner Abreise für ein Schicksal hatte, nicht mehr zu meiner Absicht gehöret, so will ich doch, was ohnehin den meisten meiner Leser bekannt seyn wird, in Kürze anmerken, daß diese Insel im Jahre 1800, von den Franzosen, während des Zuges des Bonaparte, dermahligen Kaiser von Frankreich, nach Aegypten genommen, von den Engländern aber mittelst Bloquade wieder zurück erobert worden sey. Durch den Friedenschluß zu Amiens hat sich England verbunden, Malta wieder an den Orden der Johanniterritter zu übergeben, zu welchem Ende eine von Maltesern und Neapolitanern gemischte Besatzung hinein hätte verlegt werden sollen, allein, England verzögerte unter dem Vorwande: eine neapolitanische Besatzung gewähre keine hinlängliche Garantie, daß nicht diese Insel einst an die Franzosen übergeben werden möchte, wodurch dieselben unumschränkte Herren des mittelländischen Meeres würden, bis auf diese Stunde die Zurückgabe von Malta an den besagten Orden.

Drey=

Drey und zwanzigstes Capitel.

Leonhard Eisenschmied desertirt den Venezianern, nimmt Dienst bey einem Malteser. Ein blutiges Seetreffen mit einem türkischen Kaper. Nahmenloses Unglück.

Ich komme nun zu einer der wichtigsten Perioden meiner Lebensgeschichte, die in Malta begann. Des immerwährenden elenden und gefahrvollen Herumkreuzens, auf venezianischen Schiffen müde, erwachte hier im Zirkel der gefälligen Malteser meine bisher unter der Asche glimmende, in Gibraltar enstandene Begierde zur Desertion mit neuem unlöschbaren Feuer. Du wirst doch nicht länger der Thor seyn, dachte ich, dein Leben unter einer Nation zuzubringen, von der du nie den geringsten Vortheil schöpfen, bey der du nie nur ein mittelmäßiges Glück machen wirst; sondern nur immer unter der Geisel ihrer Schicksale leidest. Hier von besseren Menschen umgeben, und bey Ereignung man-

cher schönen Gelegenheit, die dir zur Flucht und Rückkehr in dein Vaterland den Weg öffnet, wäre es unverzeichliche Zaghaftigkeit, wenn du sie wieder verabsäumtest, und die Erfüllung deiner Wünsche, die Ausführung deines Plans auf eine bessere Zukunft neuerdings verschöbest; um mir also einst nicht selbst bittere fruchtlose Vorwürfe zu machen, war die erste Gelegenheit zur Desertion bestimmt.

Ich sah eines Tages an dem Ufer der Insel St. Elmo, ein kleines einem Malteser Privat-Kaper angehöriges Scherschiff ausrüsten. Sogleich war mein Spaziergang dahin. Ich erkundigte mich nach dessen Capitän. Diesen bekam ich bald zu sprechen: Ich erzählte ihm vorläufig mein Schicksal, und trug ihm dann meine Dienste mit dem innerlichen Vorhaben, bey erster Gelegenheit unsichtbar zu werden, mit möglichster Verstellung an. Da er von mir vernommen, daß ich schon so viele gefährliche Seereisen gemacht, sogar schon mit einem Seeräuber herumgekreuzt, und folglich kein weichlicher Anfänger wäre, sondern Dienst und Seeleben verstehen müsse; ließ er sich um Aufnahme nicht lange bitten, handelte sogleich mit mir wegen des Handgeldes, und wir wurden um 15 Scudi, bis zur ersten Beute Eins, das ist: bey der ersten Beute, die wir entweder den ersten Tag unserer Abreise, oder erst nach Verlauf einiger Monathe erobern würden, sollte mir sogleich die bedungene Summe ausgezahlt werden, und überdieß noch dasjenige, was ich bey Eroberung selbst für mich erhaschen würde, mein seyn. Er sagte

mir den bestimmten Tag, an welchem er abzusegeln beschlossen hatte. Als dieser erschien, fuhr ich mit einem Schinakel seinem Schiffe zu, bestieg es, und erwartete von seinem Schicksale meine künftige Bestimmung und eine baldige Gelegenheit zur weitern Flucht. Ob ich nun meinen Zweck unter maltesischen Segel leichter, als unter jenen der Venezianer erreichte, wird die Fortsetzung der Geschichte entscheiden.

Obschon meine Dienstnahme bey diesem Kaper nur in der Absicht den Venezianern aus den Klauen zu kommen, und Mittel zur Rückkehr in das liebe Deutschland zu finden, geschah, folglich ich mir bey diesen meinen Absichten nichts vorzuwerffen hatte; so überfiel mich doch bey den Gedanken, wo und in welcher Gesellschaft ich mich befände, eine schreckliche Ahndung.

So viel ich mich erinnere, geschah dieses mit Ende Februar 1792. Es befanden sich auf dem Schiffe alle zusammen gerechnet 63 Köpfe, worunter nur etliche Corsikaner, die übrigen außer mir aber alle Malteser waren.

Unsere Reise zielte nach der Küste der Barbarey. Als wir dieser nahe kamen, kreuzten wir sie gegen Carcani hinauf, und ankerten hinter einer Landspitze bey Gierbi. Als wir ein kleines türkisches Fahrzeug, das aus dem Kanal kam, erblickten, ließen wir unsern Anker im Stich und eilten mit Segel und Ruder auf dasselbe los.

Die Türken wurden uns auch gewahr und stießen ans Land. Wir verfolgten sie mit unserem Geschütze, um ihnen keine Zeit zu lassen, etwas aus ihrem Fahrzeuge zu retten; sie flohen aber mit leeren Händen, und hinterließen uns ihr Fahrzeug mit allem sich darin befindlichen zur Beute. Wir fanden in demselben ein Faß Branntwein, etliche Fäßchen Wasser und ein kleines Geldkästchen mit 12,000 Piaster beschweret. Das Fahrzeug aber konnten wir nicht mehr retten, woran auch eigentlich umserem Capitän nicht viel gelegen war, da er sich an den Piastern schon die Augen voll sah. Wir eilten unsern Anker wieder zu lichten, an dessen Tauhiebe wir ein Zeichen gelassen hatten.

Als dieser gerettet war, zählte mir der Capitän meine ausbedungenen 15 Scudi auf die Hand. Mir war bey diesem schändlichen Raub sehr übel zu Muthe; doch freuete ich mich, daß kein Feind sein Leben verlor. Man ruderte bey windstiller Witterung die Küste weiter hinauf. Viele fremde Kauffahrteyschiffe begegneten uns; ein jedes, das wir sprechen konnten, wurde von uns befragt: ob es kein türkisches Schiff gesehen habe, welche Frage aber bisher immer mit Nein beantwortet ward.

Unser Unglücksstern leuchtete uns nach dem Vorgebirge der Barbarey im Königreiche Tunis, Capo-buono genannt. Als wir diesem vorüberstriechen, gewahrten wir einen Segel. — Diesen betrachtete man mit dem Fernglase genau, und da eben wenig Wind war, und

man die Ruder im Wasser plätschern hörte, konnten wir nun nicht mehr zweifeln, daß es ein Kaper sey: also zum Angriffe!

Es ist Malthesersitte, vor jeder Attaque ein Gläschen Branntwein mit Pulver vermischt, auszutrinken, welcher Trank nach ihrer Meinung den Soldaten, wo nicht mordsichtig, doch sehr hitzig machen soll. Als jeder meiner Kameraden so ein Gläschen im Leibe hatte, waren sie schon zum Raufen aufgelegt. Ich mußte es dem Scheine nach auch seyn; aber ich zitterte vor Furcht, und bereuete meinen Schritt, der mir statt der Freyheit vielleicht nur mein Leben kosten, oder mich auf immer grenzenlos unglücklich machen wird.

Stolz ließ unser Gegner seine Fahne wehen, wir aber erhöhten die unsrige mit einem scharfen Kanonenschuß, und kamen dem Kaper näher. Er begrüßte uns mit seinem Geschütze voll Ladung, aber keine feindliche Kugel verletzte uns dießmahl ein Haar. Wir erwiederten das Salve mit gleichem Gewichte. Fürchterlich sausten die feindlichen Kugeln, nicht minder schrecklich krachten unsere Kanonen. Der Pulverrauch stieg wirbelnd empor, und bildete eine schwere undurchdringliche Wolke. Wir näherten uns immer mehr und mehr, um auch das kleine Geschütz spielen zu lassen. Eine feindliche Kanonenkugel schmetterte unsern Vordermast nieder, ehevor wir noch zusammenstießen. Wir achteten diesen Schaden gering, weil es ohnehin schon zum Handgemenge kam, und wir keine Kanone mehr

brauchen konnten. Nun blinkten und klirrten die Säbel, Blut und Tod folgten ihren Hieben. Hartnäckig widerstanden die Türken, und nicht minder muthig fochten unsere Matrosen. Beyderseits sanken viele Blessirte und Todte. Die Füße glitschten im Blute verstümmelter mit Todesangst kämpfender Menschen. Schon schien der Sieg sich auf unsere Seite zu neigen, als die plötzliche Erscheinung eines zweyten Feindes unsere Wüthriche in die äußerste Bestürzung brachte.

Ein anderer Kaper, der hinter dem Capo=buono unsere Kanonade gehört hatte, und eiligst herbey gekommen war, griff uns rückwärts mit einem heftigen Feuer an. Todtenblaß starrten die unsrigen, als sie diesen zweyten Feind gewahr wurden. Tod und Verderben war nun unser Loos. Eine feindliche Musketenkugel streifte meine linke Seite unter der Hüfte; ich fühlte aber in der Verwirrung nur eine augenblickliche Brennung, und erhielt mich noch immer auf den Beinen, bis mich ein Türke, dessen Säbelhieb ich auswich, zu Boden gerant. Ich hatte mich kaum vom Boden aufgerafft, als ein anderer seine fein gespitzte Lanze mir gerade ins Gesicht stoßen wollte, durch eine glückliche Zuckung aber das rechte Ohr traf und aufritzte. Das Blut floß mir nun an beyden Seiten warm in die Schuhe, meine Kräfte schwanden, ich konnte mich nicht mehr aufrecht erhalten; sondern sank auf eine Halbleiche, die ich noch röcheln hörte, in eine Ohnmacht oder Art Betäubung, die mir Sinne und Bewußtseyn

raubte, aber auch zugleich die Angst benahm, augenblicklich mein Herz durchbohrt zu fühlen.

Unsere Leute hatten vor dem Angriffe dem feyerlichsten Schwur gethan, sich ehevor in die Luft zu sprengen, als gefangen zu geben. Allein; der Ueberrest der Lebendigen hatte jetzt doch keine Lust mehr, dem Schwure getreu zu bleiben, und ergab sich den Türken. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, sah ich die Sieger unser Schiff reinigen. Ich konnte diesem Geschäfte nicht ohne Eckel und Entsetzen zusehen. Sie rafften die wirklich und Scheintodten Körper zusammen, warfen sie über Bord, wuschen das Verdeck, welches mit stockendem Blute hoch überschwemmt war, und einer Metzgers Bühne glich, auf welcher das Vieh geschlachtet wird. Als sie einige Eimer Wasser auf die Blessirten hingoßen, erwachten einige aus ihren Todtenschlummer. Die Türken hatten eben noch mit genauer Noth so viel Zeit, daß sie in größter Eile, das beste aus unserm Schiffe retten, und auf das ihrige überschleppen konnten, weil unseres wegen geschöpften Wasser schon zu sinken anfing. — Ihr Kaper, dem wir zur Beute wurden, hatte auch eine Menge Todte und Blessirte, welche letztere ihr Wehklagen mit dem unrigen vermengten und ein allgemeines Jammergeheul entstand. Nicht minder war auch sein Schiff in einem erbärmlichen Zustande, und er verfluchte seines Sieges ungeachtet die Stunde, in der er uns aufgestoßen war.

Der andere Kaper, der uns den Rest gegeben hatte, und uns ohne Nutzen bloß aus Raufbegierde den Sieg raubte, war zurückgeblieben; unsere Besieger aber richteten ihren Lauf mit uns Unglücklichen nach Algier. —

Meine beyden Wunden die zum Glück nicht gefährlich waren, verband mir einer meiner Kameraden; ich wusch sie täglich öfters mit Meerwasser und rieb Salz hinein, um den Brand zu verhüthen, welches mir aber keinen kleinen Schmerzen verursachte.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Leonhard Eisenschmieds Schicksal als Sclave in Algier.

Ich hatte nun auch Zeit über mein neues hartes Geschick nachzudenken, und mir ein Bild von der Zukunft zu mahlen, dessen Häßlichkeit mir schon die Gegenwart lebhaft vor die Augen stellte. — Der furchtbare Gedanke meine Freyheit vielleicht auf ewig um 15 Scudi verkauft zu haben, fuhr wie ein Dolchstich durch meine Seele. — Bald wäre es zu Selbstvorwürfen gekommen, daß ich mich unüberlegt zu diesem elenden Gesindel begeben hatte. — Allein nicht Mangel an Geduld zum Ausharren; sondern gänzliche Hoffnungslosigkeit, je anders als auf solche Art den Müheseligkeiten des Matrosenlebens entgehen zu können, die traurige Gewisheit, daß ich zeitlebens die Mitnahme mit einem Kauffahrteyschiffe vergebens hoffen würde;

weil sich jeder noch so menschenfreundliche Capitän scheuen wird, einen von der venezianischen Fahne Desertirten aufzunehmen; die seelenmarternde Vorstellung, die Meinigen nie wieder zu sehen; und endlich mein Leben entweder in den Fluthen des Meeres, oder nach überstandenen tausend Gefahren, wenn mich Hitze, Hunger und Durst gänzlich entnervt und zu fernern Diensten untauglich gemacht hätten, von aller Welt verlassen, im qualvollem Jammer zu enden, waren die Veranlassungen, die mich in dieses nahmenlose Elend gestürzet hatten.

Das Streben nach Verbesserung meines Zustandes, dieser vom höchsten Wesen in eines jeden Herz tief eingelegte Trieb, hieß auch mich alles versuchen, um dadurch der Erfüllung meiner Wünsche näher zu kommen.

Mit dergleichen Vorstellungen suchte ich wenigst die Selbstschuld von mir abzulehnen, mich soviel nur möglich zu beruhigen, und wartete mit möglichster Fassung meine Zukunft ab. Bey anhaltend stiller Witterung brauchte man uns zum Rudern, und je weiter wir uns fortruderten; desto mehr nahm meine Angst zu. Unserseits waren nur noch 28 Mann bey Leben, von welchen aber unterwegs noch 3 an ihren Wunden starben, die nebst einigen Türken von gleichem Schicksale den Fischen zur Beute gegeben wurden.

Wir sahen endlich in einer Entfernung Algier. Ein kalter Schauder durchbebte alle meine Glieder beym ersten Hinblick auf dasselbe, weil ich mein schreckliches Loos kannte.

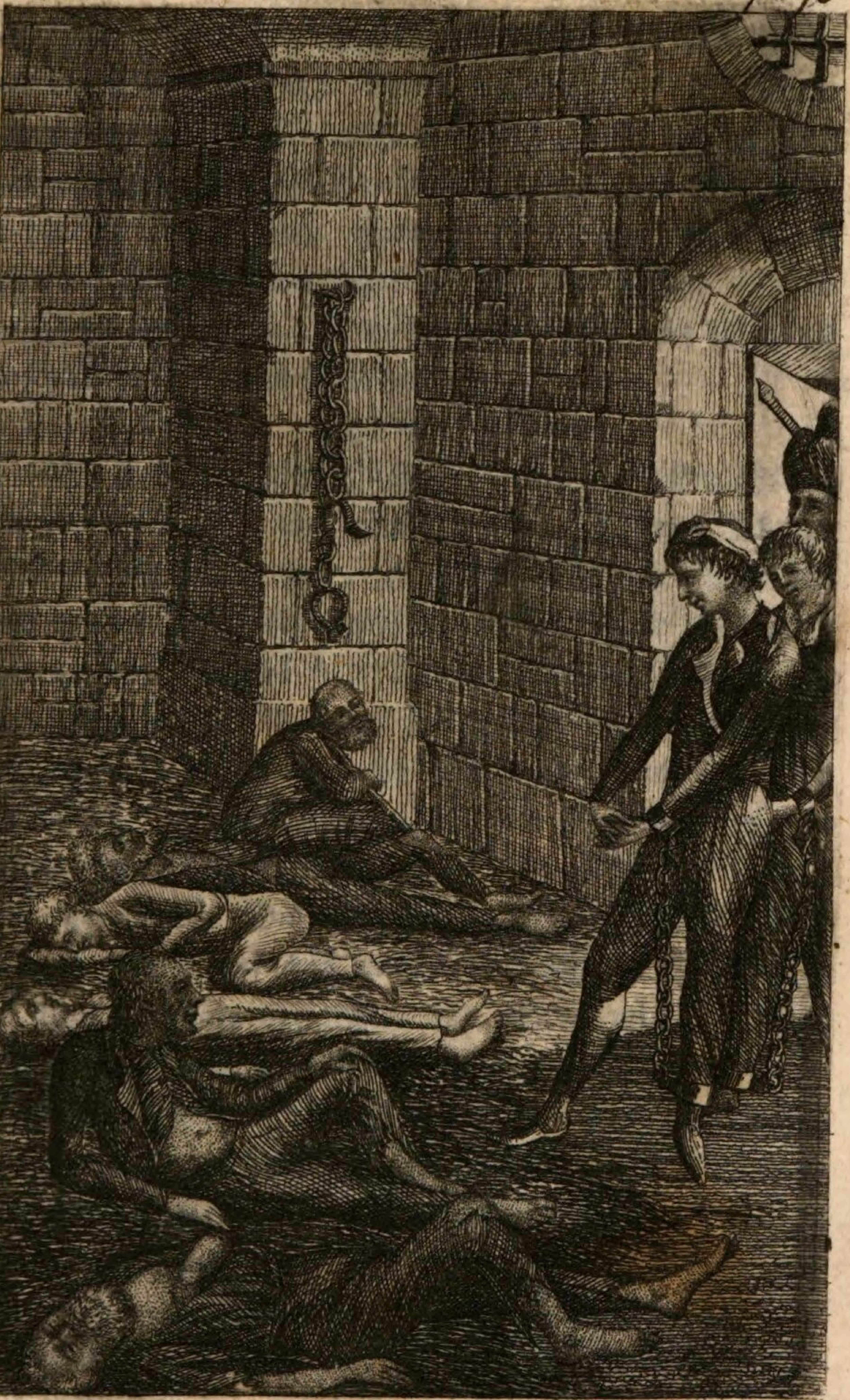
Nun kamen wir in Algier an. Mit einer Seele voll Angst und wankenden Füssen gingen wir unter Begleitung der Wache ans Land. Bald wurden wir auf einen prächtigen mit Quatersteinen gepflasterten Platz vor des Dey Residenz geführet, der uns übers Fenster besichtigte. Es versammelten sich sogleich viele Türken und Juden, die wir sogleich für Käufer und Sclavenhändler erkannten, weil sie uns so genau musterten, von einem zum andern gingen, jeden rück- und vorwärts betrachteten, bey einigen länger verweilten, bey manchem aber mit einem leichten Blicke, kopfschüttelnd vorübergingen.

Ich und noch einige Blessirte gehörten zu dieser wohlfeilen Gattung, welche Geringschätzung mich weder verdroß, noch wunderte, weil ich wirklich durch Gram und Blessuren entstellt, wohl keinen Piaster werth zu seyn scheinen mußte. Ungeachtet man mich also um einen sehr geringen Preis erhalten haben würde; so wollte sich doch gar keiner die Mühe nehmen, meinetwegen in die Tasche zu greifen; ich mußte also ein anderes noch unentschiedenes Schicksal erwarten. Nun wurde die bessere Waare von den Käufern fortgeführt, und das Ueberbleibsel der schlechtern, worunter ich vielleicht einer der vorzüglichsten war, trieb man wie das

Vieh durch eine lange Gasse hinab. Vor einer mit eisernen Riegeln und Schlössern wohlversehenen Thüre wurde Halt gemacht. Man öffnete sie — und Hölle! welch ein Anblick! der Pestgestank von einem faulen Stroh, womit der Kerkerboden bestreuet war, dampfte mir entgegen; mit genauer Noth konnte ich mich der Ohnmacht erwehren, die mich beym ersten Eintritte in diese Scheusalgrube anwandelte.

Bey der Thürschwelle vor dem Reiche der Todten, wird man diese Schrecknisse nicht sehen! Ich schauderte zurück. Etliche halblebende Menschen, worunter einige Blessirte, die vor kurzem erst erbeutet wurden, und aus Mangel an Kräften nicht zur Arbeit getrieben werden konnten, lagen auf dem faulen Stroh, vermochten es kaum sich aufzurichten, und bewillkommten den neuen Zuwachs der Unglücklichen mit tief gehohlten Seufzern und nassen Augen. Doch zwey derselben hoben ihre Köpfe nicht auf, sie verriethen ihr Leben nur noch mit einigen Bewegungen der Hände und Füße. Entkräftet wankt' ich nun zu ihnen hin, und sank halb ohnmächtig auf das morsche Stroh. Meine mitgekommenen Kameraden thaten ein Gleiches. Als ich wieder ein wenig zu mir selbst kam, und einige schüchterne Blicke um mich her auf die vier Wände meines dunkeln Kerkers warf, verfiel ich in eine Schwermuth, die bis an die Verzweiflung grenzte, und in einen völligen Wahnsinn ausartete. — Die Hoffnung einer Erlösung schien mir Thorheit; nur der Tod war mir eines der reitzendsten Bilder, die ich mir schaf-

p196.



fen konnte; nur er, dachte ich, kann meinen Jammer ein Ende machen. Wie beneidete ich die Glücklichen, die im Treffen geblieben sind; diese haben nun ausgerungen, kein Barbar raubt ihnen mehr die Ruhe, zu der sie übergingen. Zwar hatte ich mit ihnen gleich gelitten, bis auf jene letzte Angst, die sie vor künftiger Qual befreyet, und doch sparte mich ein härteres Geschick zu größeren Martern auf.

So bald der Unglückliche die ersten bittersten Stunden durchgestarrt, und sein stummer Schmerz sich zu Thränen aufgelöset hat, erwacht in seinem Innersten doch wieder die Liebe zum Leben, wenn er sich auch ehedem tausendmahl den Tod gewünschet hatte. Er wird gelassener, und frägt sich endlich bey genauer Untersuchung seiner Lage: ob denn gar keine Rettung vorhanden sey? Ich bewährte diesen Satz durch eigene Erfahrung. Allein, nach vielen Hin- und Hersinnen, nach genauester Du:chforschung meines Elends kam ich doch immer auf den unausweichlichen Schluß: Du bist ohne Rettung verloren. So fiel es mir z. B. ein, daß viele Sclaven und Gefangene durch eine Auswechslung wieder befreyet werden, aber wie konnte ich mir b:y gesunder Vernunft mit dieser Hoffnung schmeicheln? wenn ich auf den fatalen Umstand dachte: daß ich nur mit einem Privatkaper von Malta abgesegelt war. — Und was blieben mir wohl noch für andere Trostgründe übrig? Zwar ermangelte ich nicht, viele andere hervor zu suchen; aber sie schwanden wie die Seifenblasen, gleich nach ihrer Entstehung. Es

war Abend. — Die Kerkerthüre öffnete sich mit einem furchtbaren Gerassel. Die auf Arbeit gewesenen Sclaven wurden hereingelassen. Nach ihnen traten 2 Agusins (Sclavenaufseher) herein, welche 2 Säcke voll Brot brachten, und es unter uns vertheilten. Das Brot war von Dattelkörnermehl gebacken, kugelförmig, von der Größe einer Kreuzersemmel. Von diesem ward also jedem eines hingeworfen. Wie schmerzlich erinnerte ich mich im vorigen Jahre auf der venezianischen Fregatte mit diesem Brote Ball gespielt zu haben, welches mir damahls ungenießbar schien, und jetzt meine einzige Nahrung seyn sollte, seyn mußte. Zwar konnte ichs heute noch nicht genießen, aber bald wünschte ich mir vom Himmel nur die Wohlthat, mich an demselben satt essen zu können; denn wir erhielten dergleichen Brot täglich nur 2 Stücke, eines am Mittag, das andere am Abend: Eine Nahrung, bey der selbst der mäßigste Esser sich kaum bey Leben erhalten kann, die aber zur Sättigung eines Menschen, der schwere Arbeit verrichten muß, um so weniger hinreicht. Dieses Brot war auch die einzige Nahrung der Kranken und Blessirten. Die meisten starben nach und nach, theils an ihren Wunden, die sie zwar mit einigen vom Leibe gerissenen Fetzen verbanden; jedoch den Brand nicht verhüthen konnten, theils an völliger Entkräftung und daraus entstandenen neuen Krankheiten, weil ein vorhin zu sehr geschwächter Körper bey dieser schlechten Hundskost nothwendig bald verderben mußte. Wie neidisch blickten diese Elenden ihren Unglücksbrüdern in den Mund, welche bey der Zurück-

kunft von der Arbeit ihre Portionen erhielten, da sie die eigenen längst gierig verschlungen hatten.

Auch ich wurde Anfangs nicht gleich zur Arbeit getrieben, weil mich meine Schwäche und Wunden dazu unfähig machten; so bald aber letztere zu heilen begannen, und ich wieder auf den Beinen zu stehen vermochte, ward ich sogleich mit ins Joch gespannt. Müheselig und schlaflos brachte ich die meisten Nächte hin; als ich noch an der völligen Ausheilung meiner Wunden im Gefängnisse lag, theils, weil ich auf der wunden Seite nicht ohne Schmerzen liegen konnte, theils und hauptsächlich aber wegen der schrecklichen Menge Ungeziefers, das sich in meine am Leibe habende Lumpen ansetzte, und von Zeit zu Zeit vermehrte. Das schlimmste dabey war die Unmöglichkeit sich zu reinigen; denn erstlich konnten wir mit den an uns hangenden Lumpen so wenig, als mit der Haut selbst wechseln, dann war unser Kerker so finster, daß wir kaum Mittags so viel Licht hatten, um die vier Wände voneinander zu unterscheiden; zudem kam auch nie ein frisches Stroh ins Gefängniß, und das bereits sich darin befindliche faule, war von dem Ungeziefer so voll, daß es ganz lebendig, bewegt, und beynahe von einem Orte ans andere getragen wurde. Diese Qual mag wohl nur den Armen wahrscheinlich seyn, die das Schicksal etwa zum Versuche dieses Uebels verdammte. Indessen kann es doch Jedermann glauben, daß, wenn ich so müde und entkräftet auf dem faulen Stroh lag, dabey mein Daseyn gern durch einen festen Schlaf

vernichten wollte, mir dieses quälende Insect nicht nur unter meinen Lumpen auf dem ganzen Leibe, sondern truppenweis über das Gesicht kroch, und ich erst die letzten Stunden der Nacht, wenn Mattigkeit und Schlaf das Uebergewicht erhielten, einzuschlafen im Stande war. Wenn ich denn endlich mit hungrigem Magen einschlummerte, träumte ich mich meistens an herrliche Tafeln, wo Speisen im Ueberfluße aufgetischt waren, aber wieder der fatale Umstand eintrat, daß ich mich vor den anwesenden vornehmen Gästen geniren mußte, und meinem Heißhunger nicht befriedigen durfte. Wenn ich oft die Nacht schlaflos bis gegen Morgen in marternden Vorstellungen dahin brachte, und mich ein Schlaf zu überfallen schien, donnerte meistens die Stimme des Agusins, der uns zur Arbeit weckte, bey der Thüre herein. Nun hieß es hurtig auf, wenn wir keine Schläge haben wollten; denn wenn der Kerl nach dem ersten Rufe ins Gefängniß trat, und nicht schon alle auf den Beinen zur Arbeit bereit fand, fiel er mit einem verpechten Stricke in der Hand, wie wüthend über die Saumseligen her, und hieb ohne Barmherzigkeit drein; ob er Gesicht oder Leib traf, daß galt ihm gleich; dann wurde zur Arbeit gegangen. Wo etwa eine Ringmauer auszubessern war, oder sonst irgend ein Gebäude hergestellet wurde, da mußten wir die Baumaterialien, als Steine, Kalk, Sand, Holz und dergleichen herbeybringen. Jeder Agusin hatte 12 Sclaven unter seiner Aufsicht. Einer führte die seinigen zum Stein- und Sand tragen, der Andere zur Reinigung der Gässen und des Platzes vor

des Deys Residenz, der Dritte trieb sein Lastvieh in das Zeughaus, wo es das Schiffbauholz herbey tragen mußte, dessen Last Hals und Bein zu brechen drohete; und so wurden wir alle vertheilt. Kamen wir dann Abens nach überstandenen Qualen im Stalle zusammen, so erzählte Einer dem Andern die Art seiner gehabten Verrichtungen, und mit was für Beschwerlichkeiten sie verbunden waren. Der Eine klagte nebst dem Hunger das Weh seiner Schultern, der Andere den Schmerz seines Rückens, der Dritte hatte sich mit einem Steine die Finger zerquescht, der Vierte überschrie alle Uebrige, und sprach: ich wollte von allem dem nichts sagen, wenn ich nur Brot genug zu essen hätte: Ja, dieß wünschten wohl auch wir, fielen ihm aller Anwesenden Stimmen bey; allein an Befriedigung des Hungers war nicht zu gedenken; denn es erhielt jeder sein Brot, verschlang es, und damit mußte er sich begnügen, und wieder neuerdings bis Mittag hungern. Wie behuthsam jeder das seinige verzehrte, wie er mit der einen Hand das Brot an den Mund brachte, und mit der andern sorgfältigst darunter hielt, damit ja kein Bröschen auf dem Boden fiel, und wenn dieß geschah, sogleich fleißig darum gesucht ward, kann man sich vorstellen.

So oft wir im Zeughause Arbeit hatten, mußten wir jedesmahl eine Gasse passiren, in welcher zwey Bäcker wohnten, die eben zu der Zeit Brot backten. Wie unsere Schritte gleich beym Eintritte in die Gasse zu zögern anfingen, wie schneckenschnell wir vorüberschlichen, um den angenehmen Geruch des frisch geba-

ckenen Brotes, der uns aus dem Bäckerladen entgegen duftete, so lange es möglich war, zu genießen; dieses können nur jene glauben, die den Schmerz des Hungers im höheren Grade versucht haben. Oefters wurde aber der Agusin des Schneckenganges überdrüssig, und gab den Letzten hintendrein etliche so derbe Hiebe, daß sogleich alles lebendiger vorwärts zappelte. Ich hatte deren auch ein Mahl welche über den Rücken bekommen, worauf ich aber klüger wurde, und mich künftig gleich Anfangs vorwärts machte.

Ich muß nun auch melden, daß das Schicksal der Sclaven in Algier sehr verschieden sey. Es finden z. B. jene, die an Juden und Türken in die Privathäuser verkauft werden, oft den besten Mann an ihren Herrn; sie haben genug nnd besser zu essen, werden reinlich gekleidet, und im Ganzen leidentlich behandelt; nur die des Dey, worunter mich das Schicksal stieß, sind so unglücklich, und werden so tyranisch gemartert, vielleicht darum, weil ihr Herr der vornehmste und reichste Unmensch in Algier ist, daher er mehr Recht hat, die Menschheit zu drücken? Doch, das ist ja was allgemeines: je mächtiger und reicher, desto grausamer und geitziger. Selten sieht man die Tugend an der Seite der Glücksgöttinn auf einem Throne sitzen — selten sage ich — nicht nie.

Unter andern Privatsclaven, die ich öfters ihrer gesunden Gesichtsfarbe und guten reinlichen Kleidung wegen bewunderte: begegnete mir auch eines Tages,

da ich eben ein Körbchen voll Sand auf der Achsel trug, einer von unserem verunglückten Schiffe, der an einem türkischen Kaufmann verkauft worden war. Dieser sah so gut aus, und war so wohl gekleidet, daß ich ihn nicht mehr gekannt haben würde, wenn er mich nicht bey meinem Nahmen geruffen, und an unsere Bekanntschaft erinnert hätte. Er sah mich mitleidig an, und bedauerte mein unglückliches Loos: Zwar sprach er, bin ich auch ein Sclave, will aber lieber Sclave seyn, und bleiben, als je wieder mit der schändlichen Kaperey meine Hände beschmutzen; habe doch Gelegenheit, mein Brot ehrlich zu verdienen. Ich versichere dich Bruder! fuhr er fort: ich bin mit meiner gegenwärtigen Lage so wohl zufrieden, daß ich mir gar keine bessere mehr wünsche. Ganz das Gegentheil von dem, was ich ihm zu sagen hatte. Er erzählte mir hierauf alles, wie es ihm die Zeit her ergangen, und auf was sich eigentlich seine Zufriedenheit gründe. Im Ganzen war es die sonderliche Güte seines Herrn, der ihm gar nicht fühlen ließ, daß er ein Sclave sey. Gott! wie kränkte es mich, daß ich das Gegentheil von allem dem, was er sprach, leiden mußte! Vielleicht hätte auch ich so einen menschenfreundlichen Herrn gefunden, wenn ich im Treffen nicht blessirt worden wäre, weil fast alle Blessirte dem tyrannischen Dey übrig blieben. Indessen gönnte ich diesem Menschen sein Glück mit aufrichtigem Herzen, da er mir versicherte, daß er sich kein besseres wünsche. Er versprach zugleich meiner nicht zu vergessen, und in der That brachte mir dieser gutherzige Freund manches Stück Brot, wofür ihn der Himmel lohnen wolle.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Wunderbare Wendung des Schicksals. Eine schreckliche Scene.

In dieser jammervollen Lage mußte ich 7 Monathe zubringen; als diese verflossen waren, machte ein eben so glücklicher, als unglücklicher Zufall meinem Leiden in Algier ein Ende. Das Schicksal warf 2 ganz entgegengesetzte Loose. Auf einem stunden die Worte: Du sollst eines grausamen Todes sterben, auf dem andern: Du sollst aus dem Sclavenstande befreyet werden. Eines aus beyden sollte gewiß an mir erfüllet werden! Ich schwebte zwischen Himmel und Hölle — und was war mir bestimmt? Die Freyheit. — Wie das möglich war, wird sich bald zeigen. Ehe müssen wir vor dem Aufgange dieser Sonne, noch ein schreckliches Gewitter überstehen.

Unser Agusin war ein portugiesischer Renegat; Ueberhaupt sind diese Renegaten die grausamsten Menschen. Sein Verfahren mit uns war gegen jenes der übrigen Agusins weit unmenschlicher. Als wir eines Tages eben bey Ausbesserung eines Marabuts oder kleinen Kastelles arbeiteten: gab mir dieser Kerl, weil ich zu wenig Steine auf einmahl heben konnte, etliche harte Streiche, mit deren einem er mich über den Kopf traf: daß mir beynahe Hören und Sehen verging. Diesen Augenblick gerieth ich in einem so heftigen Zorn, daß ich auf mich selbst vergaß, einen ziemlich großen Stein ergriff, und selben mit Gewalt auf den Kopf dieses Tyrans warf, daß er augenblicklich mit einem lauten Schrey zur Erde stürzte, und für todt gehalten wurde. Himmel! wozu verleitet dich deine Hitze? dacht ich, als mich schon ein anderer Agusin beym Genicke packte, und die anwesenden Türken und Agusins umrungen hatten, die mich zu Boden rissen, und jämmerlich schlugen. Einer hatte einen verpechten Strick, der Andere ein Stück Holz, der Dritte hob den nächst besten Stein auf, der Vierte schlug mich mit Fäusten ins Gesicht, so daß ich nichts anderes denken konnte, als sie wollen, und werden mich todt schlagen. Der Schmerz von wiederhohlten Streichen, auf einem schon wunden und geschwollenen Theile ist unbeschreiblich. Meine Lippen, wie das ganze Gesicht waren schon hoch aufgeschwollen; aus dem Munde quoll so viel Blut, daß ich mich kaum des Erstickens erwehren konnte; meine Nase schien mir völlig vom Gesichte gerissen; die Augen konnt ich vor Geschwulst fast nicht

mehr öffnen, der ganze Leib war eine Wunde; und noch wütheten die Barbaren ohne Unterlaß an mir, bis sie sich endlich müde geschlagen hatten, und mich halbtodt liegen ließen. Ich bemerkte, daß jetzt ein Türk fortlief, dem Dey von diesem Vorfall Rapport abzustatten. Barbaren! dieses also erst Ankündigung der Strafe — wie grausam wird wohl diese selbst seyn! erseufzte ich, wie wirds mir jetzt noch ergehen —? Meine bange Ahndung betrog mich nicht; denn ich mochte eine halbe Stunde so in Schmerzen und Aengsten gelegen haben, als ich Ferne einen lärmenden Zug Menschen ankommen hörte. Was ist das? diese bringen dir gewiß das Urtheil. Schon kamen sie um die Ecke herum, und trugen in ihrer Mitte einen großen hölzernen Spieß, und damit gerade auf mich zu — Hier! wies mir ein Türk durch drohende Gebärden: hier auf dieser Spitze wirst du deinen Frevel büssen! — Kälte, wie jene letzte Kälte des menschlichen Erstarrens im Tode ergoß sich durch meinen ganzen Körper. Ich wollte schreien, aber meine Stimme erstarb, und meine Angst war so heftig, daß sie mir selbst den kleinsten Laut raubte. Man hatte eben erst vor einigen Tagen einen Neapolitaner gespießt, und mit dem Stosse das Herz nicht getroffen, so daß er den zweyten Tag nach der Execution noch lebte, und mit dem Munde Bewegungen machte, als ob er auf uns zu reden versuchte, da wir auf dem Wege zur Arbeit vor ihm vorbey gehen mußten. Nun kann man sich vorstellen, was in meiner Seele vorging, als ich sah, daß ich des nähmlichen grausamen Todes sterben

p.206

sollte, welchen dieser Unglückliche leiden mußte. Erst jetzt erinnerte ich mich des hiesigen Gesetzes, welches jeden Sclaven, der sich gegen seinen Agusin gewaltthätig vergreift, zu dieser grausamen Todesart verdammte. — Ich sah mich also ohne Rettung verloren. Gerechter Gott! was hab ich gethan, daß ich mich so grenzenlos unglücklich gemacht! Einige Mahl blickte ich noch auf den Spieß hin, als der Angstschweiß der Todesfurcht das am Gesicht stockende Blut erweichte, und sammt demselben herabzuströmen begann. — Ich wollte aufstehen, um mich zu den Füßen eines nahe stehenden vornehmen Türken zu werfen; allein ich konnte keinen Fuß ansetzen, fiel wieder auf mein mit Blut überronnenes Plätzchen mit über den Kopf zusammengefalteten Händen aufs Gesicht nieder, wo sich nun meine Zunge lösete, und ich in ein lautes Geheul ausbrach. Also ist es Ernst, Gewißheit, daß ich sterben muß! — jammerte ich über die allzugroße Härte meines Geschickes bald in wälschen bald in deutschen Ausdrücken, daß sich meiner ein Stein hätte erbarmen mögen; allein die Tieger, die mich umgaben und mordsüchtig auf den Augenblick warteten, da man sie freylassen wird, um ihre blutdürstende Rachen an meinem Eingeweide zu kühlen, standen unbewegt da. Ich sah den Spieß oder Pfahl schon vor Augen, wußte, daß die Türken nicht scherzen, nicht drohen; hatte das Beyspiel an dem Neapolitaner, daß sie grausam genug sind, so einen gräulichen Mord wirklich auszuüben. Also ist es Ernst, Gewißheit. —

Eben als ich so erbärmlich winselte, mich wie ein getretener Wurm auf der Erde krümmte: drang sich ein mir unbekannter Herr, der deutsch gekleidet war, im Gefolge noch 3 anderer durch den um mich herumstehenden Schwarm Türken, ergrief meine Hand, und redete mich in deutscher Sprache an. Mein Erstaunen war nicht gering; es verging eine Weile, ehe ich ihm zu antworten vermochte. Er fragte mich, woher ich sey? Ich erzählte ihm so kurz als möglich, daß ich ein Deutscher aus österreichischen Staaten sey; bey den Maltesern gedient habe, und unter dieser Fahne gefangen zu werden das Unglück hatte. Auch entschuldigte ich das Verbrechen, weßwegen ich eines so schrecklichen Todes sterben sollte, so viel mir möglich war. Ich meldete dem Herrn die tyranische Art, mit der uns der Agustin begegnete, und daß eben seine überspannte Mißhandlung, unter der ich heute litt, die Ursache meines Vergehens war, dessen ich mich im billigsten Zorn nicht mehr hätte enthalten können.

Meine schluchzenden Worte, das schwere Bewegen meiner geschwollenen Lippen, und das schreckliche Aussehen meines so übel zugerichteten Gesichtes und ganzen Leibes, mochten etwa die Gründe gewesen seyn, die diesen Menschenfreund zum Mittleid bewogen. Als ich seine Theilnahme bemerkte, ward mir etwas leichter, ungeachtet ich noch nicht wußte, ob der gefühlvolle Mann mein Retter seyn werde, seyn könne. Nur die süße Ueberzeugung, daß es doch einen Menschenfreund, nicht lauter Barbaren in Algier gab,

lin-

linderte einiger Massen meine Angst. Dieser liebreiche Theilnehmer ließ nun durch seinem Dollmetsch den umstehenden Türken etwas sagen, warf mir einen trostvollen Blick zu, und eilte davon. Ein Hoffnungsstrahl belebte mich. Ich hielt diesen Mann ungefähr für den englischen Consul, und hatte wohl Grund zu vermuthen, daß er zum Dey gegangen seyn, und um mein Leben bitten werde. Ich harrte lang mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf seine Zurükkunft. Ich sah wohl aus der Verzögerung der Execution, daß man auf Entscheidung zwischen Leben und Tod wartete. Nun warf ich wieder einen Blick auf das tyrannische Mordinstrument; sah die Sclaven um mich herum stehen, die mich halten sollten, wenn mir der Pfahl durch den Leib gebohrt werden würde, die auch wirklich schon, jedoch mit nassen Augen, und allen Kennzeichen des Mittleids auf den schrecklichen Wink acht haben mußten, der ihnen zur Mitwirkung der Henkerthat würde gegeben werden. Ha! das Bischen innerlichen Trostes wich augenblicklich wieder aus dem Herzen, alle Schrecknisse des bevorstehenden nahen Martertodtes stellten sich mir neuerdings lebhaft vor die Augen; meine ganze Natur empörte sich dagegen; das Herz fing wieder an fürchterlich zu schlagen. Zwar war meine Lage, nähmlich der Sclave des Dey in Algier zu seyn, keineswegs eine solche, in der man den Tod so sehr hätte scheuen sollen; keiner wünschet sich in diesem jämmerlichen Zustande ein langes Leben; ich selbst wünschte mir vielmahl ernstlich den Tod; ja gern hätte ich eine Welt verlassen, auf der für mich so wenig gutes geschaffen

schien, wenn man mich nur auf eine weniger grausame Art aus derselben hätte schaffen wollen.

Als ich wieder so untröstlich war und schon alle Augenblicke die Vollziehung des schrecklichen Urtheils befürchtete, bemerkte ich, daß man das Mordinstrument wieder hinweg trug, und alle Türken dem Zuge folgten. Diese plötzliche Veränderung des höchsten menschlichen Schmerzens, in das höchste Dankgefühl können Gedanken nur mühsam, Worte gar nicht fassen! — Wäre mir der Nahme dieses Menschenfreundes bekannt, der Nahme meines Lebensretters, ich würde ihn mit goldenen Zügen hierher mahlen, daß jeder Leser, den mein Unglück rührt, ihm mit mir für seine edle Handlung danken könnte.

Endlich näherte sich mir ein Türke, der mir in seiner Sprache sagte: daß ich in das Gefängniß gehen sollte. Ich konnte daraus eben nichts schlimmes muthmassen, machte mich also auf die Beine, so gut ich konnte, und wollte dem Befehle Folge leisten; allein ich war so schwach und empfand so viele Schmerzen in allen Gliedern, daß ich einige Mahl wieder zu Boden sank, mich wieder aufrichtete, endlich nach und nach meiner Knochen mächtig wurde, und bald auf allen vieren kriechend, bald aufrecht wankend den Weg nach dem Gefängnisse nahm. Es war schon Abend, und die Zeit nahte heran, zu welcher gewöhnlich die auf Arbeit gewesenen Sclaven nach ihrem Gefängnisse zurückgeführet wurden. Sie hatten eine herzliche Freude über die nunmehr wahrscheinliche Rettung meines Lebens bezeugt, und mir bey meinem Abgehen viel Glück zum Ausgange der Sache gewünscht; für welch ihre gütige Theilnahme ich ihnen meinen innigsten Dank zunickte.

Sechs und Zwanzigstes Capitel.

Sonderbare Befreyung aus der nahmenlos elenden Sclaverey, und Beschreibung des räuberischen Reichs Algier.

Als mich auf meinem Wege nach dem Gefängniße eben eine Gasse bey der Kirche der Kapuziner vorüberführte: fiel mir plötzlich ein Plan bey, dessen Ausführung mir nicht unmöglich schien, und wirklich die besten Folgen nach sich zog. Wie, wenn ich eine Flucht versuchte, mich in der Kirche hier verbärge, den Kapuzinern, die bekanntlich viele Christen gerettet haben, meine rührende Geschichte erzählte, ihnen mein gegenwärtiges hartes Schicksal schilderte; meinen mißhandelten Körper zum Beweis darüber zeigte; und sie dadurch zur Beförderung einer geheimen Flucht zu bewegen suchte? Ich besann mich also nicht mehr lange, schlich zur Kirche hinein, in welcher es schon ziemlich finster war, und faßte mich auf eine Anrede, durch

die ich den ersten Kapuziner, der mir aufstossen würde, zum Mittleid und zur Verbergung bewegen könnte. Es erschien einer, ich hinkte auf ihn zu, und that meine Anrede. Er erschrak anfänglich und hohlte die nächste Lampe mich zu besehen.

Noch mehr entsetzte er sich über den jämmerlichen Zustand, in dem er mich traf; der aber auch in der That entsetzlich und erbarmungswürdig gewesen seyn mußte; denn ich fühlte den Kopf voll Beulen und Wunden, das Gesicht und die Lippen hoch aufgeschwollen. Die Augen konnte ich mit Mühe kaum so viel öffnen, um den ehrwürdigen Pater anzusehen. Ich war ganz mit Blut überronnen, meine wenigen Fetzen ganz von selben durchnetzt. Der Mann hatte mich unter wehmüthigen Gebärden und Ausdrücken einige Augenblicke betrachtet, eilte dann fort, kam über eine Weile wieder, nahm mich bey der Hand, und führte mich in einem Keller. Er verließ mich da wieder, versprach mir aber sogleich wieder zu kommen, und brachte bey seiner Rückkehr ein kleines Gläschen Geist und ein Geschirr mit Speisen. Mit dem Erstern bestrich er meine Beulen und Wunden, und Letztere both er mir zu geniessen. In wenigen Minuten fühlte ich schon die Wirkung des vortrefflichen Geistes, nähmlich einige Linderung meiner Schmerzen. Während ich aß, saß er mit mittleidsvoller Miene vor mir, und beseufzte ohne Unterlaß mein Unglück. So bald ich damit fertig war, mußte ich ihm mein ganzes Schicksal erzählen, welches der gutherzige Mann mit Erstaunen anhörte, und mich

öfters mit Thränen unterbrach. Als ich endlich die Erzählung geschlossen hatte, stand er auf, und hieß mich unter der Versicherung ruhig seyn: daß es nun besser mit mir werden sollte. Mein Kummer machte mich neugierig, den Grund dieses Trostes zu wissen; worauf er mir zu verstehen gab, daß ich nicht der erste Unglückliche sey, den man hier aus christlicher Liebe gerettet habe. Er wiederhohlte noch einmahl, daß ich nur getröstet seyn, ruhig die Nacht in diesem Keller verbleiben, und bis morgen meine Rettung erwarten sollte. Ich fand keine Worte diesem ehrwürdigen Vater für das große Versprechen zu danken. Er machte mir vom Stroh und alten Habiten ein Lager zurechte, führte mich auf selbes hin, wünschte mir eine sanfte Ruhe, gab mir den Segen und verließ mich in einem Meere voll der süßesten Hoffnung.

Ich schloß fast die ganze Nacht kein Auge, da ich mich stets mit dem Gedanken beschäftigte: ob und wie etwa wohl meine Befreyung vor sich gehen könnte. Tausend Mahl dankte ich der Vorsehung für die Gelegenheit, die sie mir gab, auf den glücklichen Einfall zu gerathen, auf welchem sich meine wahrscheinliche Rettung gründete. Ungeachtet mich die nahmenlosen Qualen, die die veranlassende Ursache dieses Gedankens waren, fast todt gemartert hatten, so mußte ich doch solche in Betrachte ihrer höchst glücklichen Folgen alle gering schätzen, und der gütigen Vorsicht für ihre weise Leitung inbrünstig danken; ihre verborgenen Wege bewundern, sie anbethen.

Der hoffnungsvolle Tag erschien, und mit ihm mein Wohlthäter, der mir einige Nahrungsmittel brachte.

Er sprach nicht viel, doch schloß ich aus seiner freundlichen Miene, und laß auf seinem ruhigen Gesichte, daß ich nunmehr in guten Händen mich befände. Er hieß mich essen. Die aus meinem Herzen gewichene Furcht, ließ mir meine natürlichen Bedürfnisse wieder fühlen. Mein Hunger hatte weder Maß noch Grenzen; ich ließ mich daher nicht lange bitten, und in wenigen Minuten war das wenige verzehrt, was er mir gebracht hatte. Der ehrwürdige Mann versicherte mich, daß er mir herzlich gern mehr zu essen geben würde, er sähe aber ein, wie höchst schädlich es meiner Gesundheit wäre, mich gäh mit Speisen zu überladen, an die sich mein verdorbener Magen nur nach und nach wieder gewöhnen müsse.

Ich dankte ihm für seine wohlmeinende Vorsicht, obschon ich mich nicht hätte enthalten können, mehr zu essen, wenn er mir mehr gegeben hätte. Er verließ mich dieß Mahl, und kam erst zu Mittag wieder, mit einem eben so mäßigen Mittagsmahl, als das Frühstück war. Als ich es gierig verschlungen hatte, dankte ich seiner Güte; er aber bath mich wieder bis Abend hier ruhig mit Geduld auszuharren, und ging.

Wie schmerzlich ich der Herannäherung dieses Abends entgegen sah; wie viele mannigfaltige Gedanken

p215.

ich bis dahin ausbrütete, läßt sich leicht erwägen. Indeß erreicht doch alles sein Ende, wenn es demselben schon auf der Schnecke entgegen reitet: dieser sehnlichst erwünschte Abend kam heran.

Aus meinem Keller hatte die schwarze Nacht schon das wenige Licht verscheucht, das aus hohen Oeffnungen zu Mittagszeit schwach eindrang, als endlich mein Schutzgeist erschien, mit einer wichtigen Miene stillschweigend meine Hand ergriff, und mich aus dem Keller in ein Gemach führte, wo ein Kapuzinerhabit für mich bereit lag. Diesen half er mir geschwind anziehen, die Kaputze mußte ich über den Kopf nehmen, und dergestalt vermummt führte er mich zum Kloster hinaus, und begleitete mich bis an das Ufer, wo schon eine Schaluppe bereit war. Gott! wie pochte mir das Herz vor Freude; es floß vom Danke über, und doch blieb ich stumm, konnte keine Worte finden, ihn auszudrücken. Ich sank endlich zu den Füssen meines Retters, küßte und benäzte sie mit den heissesten Zähren des Dankgefühls. Er aber riß sich von mir los, und winkte mir mit dem Auge: ich sollte mich nicht verdächtig machen; ja wirklich hatte ich ganz vergessen, daß ich nunmehr weder Sclave noch Verbrecher, sondern ein unschuldiger Kapuziner war. — Eile, eile mein Kind! sprach der besorgte Menschenfreund, das Schiff wartet deiner: Er führte mich bis zur Schaluppe, gab mir noch seinen Segen, einen Händedruck, ein Lebewohl, entriß sich meinem dankbaren Ungestüm, und eilte mit nassen Augen zurück. Ich war von der Größe

der empfangenen Wohlthat dieses edlen Christen so sehr gerührt, daß sich mein Herz zu Thränen des Freudengefühls auflößte; jedoch zögerte ich nicht länger, stieg in die Schaluppe, diese stieß vom Lande, und eilte mit mir dem Schiffe zu. Dieses lichtete bey meiner Ankunft augenblicklich den Anker und ging unter Segel.

Der Capitän, dessen Nahme mir nicht mehr erinnerlich ist, war von dem ganzen Geheimnisse unterrichtet, ich konnte mich also sogleich demaskiren, und einem besseren Schicksale mit Grunde entgegen sehen.

Da ich mich nun von diesem mir schrecklichen Orte entferne, auf den ich Zeitlebens nicht ohne Schauder zurück denken werde; so muß ich von den Landesgebräuchen, und Volksdummheiten dieser die Menschheit entehrenden Mördergrube das Merkwürdigste mittheilen.

Algier, ein Königreich in Afrika, in der Barbarey, liegt gegen Abend an das Königreich Fetz, gegen Morgen an das Königreich Tunis, und gegen Mitternacht an das mittelländische Meer. Seine Größe wird beyläufig auf 4200 Quadratmeilen angegeben.

Dieses Königreich hat seinen eigenen Fürsten oder Dey, der mit dem Großsultane zwar im Einverständnisse stehet, aber ihn nicht als seinen Oberherrn anerkennt, obschon er seine Würde als Pascha von dem Sultane empfängt. Die Regierung dieses Staats ist

mehr monarchisch, als republikanisch, weil der Dey in bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten, wenn er auch den großen Divan oder die vornehmsten Reichsbeamten vorladet, am Ende, wenn sie nicht mit seiner Meinung einverstanden sind, mit seinem Machtspruche entscheidet.

Das Kriegsherr besteht aus lauter Türken, hat sehr viele Vorrechte gegen andere Bürger, zahlt keine Abgaben, und ist unentgeltlich in Kasernen logirt, wo besonders den Officieren Christensclaven zur Bedienung beygegeben werden.

Zur Einbringung der Steuern und Abgaben auf dem Lande, und zur Erhaltung der Ordnung unter den Truppen, sind 3 Beys aufgestellt, welche der Dey eigenmächtig zu benennen hat. Die Geschäfte werden alle in türkischer Sprache abgehandelt.

Die Hauptstadt gleiches Nahmens, liegt an der abhängenden Seite eines Bergers, so, daß die Häuser vom Hafen angefangen immer höher liegen. Sie ist mit festen Ringmauern, und schwerem Geschütze versehen, und hat einen tiefen Stadtgraben. Südlich wo der Hafen ist, stehen vier Reihen Kanonen, welche ihre Richtung so genau mit der Oberfläche des Meeres haben, daß sie selbst das kleinste Schinakel nicht verfehlen. Gegen West fordern nebst den Ringmauern viele Thürme feindlichen Respect. Ein großes Arsenal verstärkt nicht minder Algiers Ansehen.

Es werden in demselben sogar Fregatten von 40 Kanonen erbaut, welcher Bau freylich nur durch geschickte Ausländer dirigirt wird.

Es sind hier immer 100 bis 150 Artilleriebarken bereit, die einst den Spaniern, als sie die Stadt mit einer starken Flotte erobern wollten, den Rückweg ziemlich unsanft gezeigt hatten. Die Gässen der Stadt sind sehr schmal, und sollen deßwegen so angelegt worden seyn, um sich leichter gegen die Sonnenhitze zu schützen; nur die Strasse vom Osthore bis zum Westhore ist breiter, als die andern, und sehr lang. In die Stadt führen 5 Thore, bey deren jedem sich eine starke Wache befindet, die zur Nachtszeit verstärket wird. Es sind in Algier weder Gräben noch Brunnen mit süßen Wasser; man bringt solches vom Lande herein, und gießt es zur Aufbewahrung in Zisterne. Jedoch sind auch zwey Wasserleitungen erfunden worden, welche mehr als hundert Zisternen mit Wasser versorgen. Es sind in der Stadt über 100 Moscheen, einige Collegien, viele untere Schulen, eine Menge prächtig meublirte öffentliche Bäder, ein großes Hospital, welches von christlichen Klöstern sehr unterstützet wird, mehr als 15,000 Häuser, welche alle nur ein Stockwerk hoch sind.

Das schönste Gebäude in Algier ist der Pallast des Dey. Er steht in der Mitte der Stadt, um dasselbe sind 2 schöne Gallerien, eine über die andere, welche durch 2 Reihen marmorner Säulen unter-

stützet werden. An diesem Orte versammelt sich wöchentlich an dazu bestimmten Tagen der Divan.

In gewissen Zeiten, des Jahres gibt der Dey den Rathsherren daselbst ein herrliches Mahl. Man findet in der Stadt weder Gasthöfe noch öffentliche Wohnungen für Fremde. Die Mohren und Türken, die durch diese Stadt reisen, müssen sich indessen bey einem Bekannten aufhalten. Die christlichen Kaufleute aber gehen zu den Juden, deren sich einige Tausende an einem abgesönderten Orte aufhalten, und dergleichen Miethzimmer halten. Sonst gibt es eine Menge Speishäuser, wo die Einwohner Brot, Wein und andere Eßwaaren zu verkaufen pflegen. Die Türken, Mohren und Renegaten, kommen daselbst ohne Unterschied zusammen, sich die Zeit zu vertreiben, und ungeachtet das türkische Gesetz nicht erlaubt Wein zu trinken, so geschieht es doch sehr oft, daß sie sich alle miteinander besaufen. Die Einwohner haben ein beynahe weißes Gesicht und sind wohl gewachsene starke Leute. Sie sind mit verschiedenen Nationen vermischt, die sich in ihrem Lande ausgebreitet haben, als: Janitscharen, Türken und Mohren. Die Stadt ist ungemein volkreich, und zählt bey 130,000 Einwohner, worunter sich viele Familien befinden, die sich Cherifs, das heißt, Abkömmlinge vom Mahomed nennen, und zum Zeichen ihrer Hochheit einen seidenen, mit Gold gestickten Turban tragen.

Man sieht auch da eine Menge Pilgrime, welche die Reise nach Mecca gemacht haben, und deßwegen für Agi oder Heilige geachtet werden. Die Seeräuber bringen ununterbrochen Christensclaven hieher, so daß deren Anzahl sich oft über 30,000 beläuft. Der Dey und die großen Herren, lassen ihren Bart wachsen, die gemeinen Leute aber lassen sich denselben und die Haare abscheeren, und nichts als einen Knebelbart, und auf dem Kopfe ein kleines Büschel Haare stehen, bey welchem sie nach ihrer Meinung Mahomed ergreifen, und in das Paradies führen wird. Ihre Nahrung besteht in Reis, Fleisch und einigen Früchten. Einige Mohren leben von ihren Einkünften, andere von ihrer Arbeit, Handlung und Seeräuberey. Die Janitscharen leben vom Kriege, und die Araber die am Ufer des Meeres unter Zelten wohnen, erhalten sich vom Stehlen. Die Mohren legen sich auf verschiedene Handwerke, besonders auf Seidenarbeit. Die Weiber bringen ihre Zeit mit Baden, Bethen auf den Gräbern, oder mit Spazierengehen in ihren Gärten zu. Man zählt um Algier einige tausend Gärten. Die freyen Christen, die zu Algier leben, sind nach Landesart gekleidet. Die Sclaven tragen eine Mütze und einen Rock. Die Kleidung der Türken bestehet größtentheils aus Röcken von seidenen oder anderen Zeuge, mit großen Blumen, schönen Turbanen, Gürten und Stiefeln; die der Weiber ist von jener der Männer nur in dem unterschieden, daß sie nebst den Röcken und Gürten, auch Hals- und Armbänder,

Ringe, Ohrgehänge mit kostbaren Steinen, und eine Art von Regenschirm auf dem Kopfe tragen, wenn sie aus dem Hause gehen.

Obgleich das türkische Gesetz erlaubt, so viel Weiber zu nehmen, als man ernähren kann, so sind doch die Algierer mit 2 oder 3 zufrieden. Sie verheirathen sich oft ohne ihre Braut gesehen zu haben, bloß nach der Beschreibung, die man ihnen von ihr gemacht hat. Wenn der Bräutigam mit den Schwiegerältern einig ist, so schicket er der Braut nach Umständen seines Vermögens, verschiedene Kostbarkeiten zum Zeichen seiner Liebe, und dann wird einige Zeit vor der Hochzeit geschmauset und getanzt.

Die Braut sitzt auf der Erde unter einer Menge Weibern, und ist nach Verschiedenheit des Vermögens mit schönen Kleidern, und kostbaren Steinen geputzt. Nach geschlossenem Vertrage wird die Heirath der Obrigkeit angezeigt, welche dieselbe bestätiget; alsdann wird die Ehe von einem türkischen Priester eingesegnet. Die Männer sind sehr eifersüchtig, werden aber von ihren witzigen Weibern nicht wenig hintergangen: aber wehe dem, der verrathen wird.

Die Kranken werden von Personen ihres Geschlechtes bedienet, und wenn es sich zeiget, daß es mit den Pazienten gefährlich stehet; so wenden sie denselben gegen Aufgang der Sonne, und ruffen den Mahomed so lange an, als sie noch Zeichen des Le=

bens von sich geben. Alsdann wird der Leichnam mit warmen Wasser und Seife gereiniget, ihm ein Hemd und ein Kleid angelegt, dann ein Turban aufgesetzet. Mit diesem Anzuge wird er auf die Bahre gelegt, und zu Grabe getragen. War der Verstorbene ein Reicher, so gräbt man seine Titel, seine Eigenschaften, und einige Sprüche aus dem Alkoran in den Grabstein. Man trägt keine Trauer; nur die Weiber tragen einige Tage einem schwarzen Schleyer über dem Gesichte. Die Mannspersonen lassen sich einen Monath die Haare nicht abscheeren, und drey Tage lang wird kein Licht im Hause angezündet. Während dieser Zeit besuchen die Verwandten das Grab des Verstorbenen, und theilen Almosen unter die Armen aus. Wenn ein Christensclave stirbt, so wird er von andern Sclaven unter allem erdenklichen Gespötte des Pöbels, mit Begleitung eines christkatholischen Ordensgeistlichen beerdigt.

In dieser Stadt ist das Grab der schönen Cave zu sehen, welche eine Tochter des Grafen Julius Boetika war, der die Mohren nach Spanien brachte, um sich an dem Könige Roderich zu rächen, weil er die Cave geschändet hatte. Die meisten Leute zu Algier gehen auf der Strasse zu Fuße, nur die Personen vom ersten Range, haben die Erlaubniß, sich der Pferde zu bedienen. Die andern, welche nicht zu Fuße gehen wollen, reiten auf Eseln; diese Reiterey geschieht besonders von vornehmen Frauenzimmern, welche sich bedecken, und mit einem Schirm darauf setzen,

weil sie sich öffentlich nicht sehen lassen dürfen. Die Mahomedaner zu Algier unterscheiden sich in ihrer Religion von den wahren Türken nur in dem, daß sie noch vielmehr abergläubisch sind. Sie glauben, daß sie sich durch langes Fasten von allen Sünden reinigen können, daß man die Blödsinnigen, weil sie nicht sündigen können; für heilige Leute halten soll; daß Schnecken zu essen das größte Verbrechen sey; daß ihre Moscheen durch den Eintritt der Weiber und Christen verunehret würden, und eine Menge anderer alberner Dinge.

Das Erdreich ist in einigen Gegenden besonders in der Provinz Algier ungemein fruchtbar, und erzeugt das Jahr hindurch 2 bis 3 Mahl verschiedene Getreidfrüchte; besonders aber scheinet hier der Boden für den Weinstock geeignet zu seyn, weil derselbe zu einer außerordentlichen Größe anwächst, und 2 Spannen lange Trauben erzeugt. Seide und Baumwolle wird sehr viele gesammelt, und davon die schönsten Zeuge gemacht. Es gibt auch einige wüste Gebirge, welche von Löwen, Tiegern, Leoparden, wilden Schweinen, Hirschen, Rehen, Kameelen, Affen nnd Ochsen, deren Hörner gerad und eine halbe Klafter lang sind, bewohnet werden. Man findet in diesen Wäldern auch ein wildes Thier, Gapard genannt, welches sich zahm machen läßt, und wegen seiner Geschwindigkeit auf der Jagd gebraucht wird. Sein Kopf gleicht einem Katzenkopfe; es hat einen punctirten Schweif wie ein Pantherthier, und seine Hin-

terfüße sind höher als die Vordern. An Federwild verschiedener Gattung hat man einen solchen Ueberfluß, daß es zu allen Zeiten um die geringsten Preise zu haben ist.

Nun hinweg mit meinem Gedanken von Algier, wovon mich die Segel unseres Schiffes immer mehr entfernet hatten. Das Glück, so plötzlich und unvermuthet nicht nur von dem schrecklichsten Tode, sondern zugleich auch aus meinem nahmenlosen Sclavenelende befreyet worden zu seyn, war mir zu groß, als daß solches auf meine Sinne nicht eine Wirkung hätte machen sollen, denn die siebenmonathliche Dauer meines Sclavenstandes, wo ich bey schwerer Arbeit nur so viel Nahrung erhielt, als zur Verlängerung meiner Pein nothwendig war, mußte meinen Körper nothwendig geschwächt haben. Wegen meiner abwechselnden Gemüthsart, bald in Freude bald in Trauer, hielten mich die Anwesenden im Schiffe für wahnsinnig, und die vermeinte Zerrüttung meiner Sinne für eine natürliche Folge meines sonderbaren Geschickes.

Ende des ersten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eisenschmied, Leonhard

Leonhard Eisenschmieds, eines österreichischen Unterthans merkwürdige Land- und Seereisen durch Europa, Africa und Asien eine wahre Geschichte aus den letzten Jahren des achtzehenten Jahrhundertes ; mit einer getreuen Beschreibung verschiedener Länder, Inseln, Völker, ihrer Sitten und Gebrä
Bd.: 1.

Grätz 1807

It.sing. 326 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10620526-6